





ORDEN POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

ACHTZEHNTER BAND  
1982

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG



ÖFFENTLICHE SITZUNG DES  
ORDENSKAPITELS  
IN DER AULA  
DER UNIVERSITÄT BONN  
8. Juni 1982  
REDEN UND GEDENKWORTE



BEGRÜSSUNGSWORTE  
DES ORDENSKANZLERS



Herr Bundespräsident,  
Exzellenzen, Herren Minister, Staatssekretäre  
und Abgeordnete des Deutschen Bundestages,  
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Im Namen des Ordenskapitels danke ich Ihnen, daß Sie unserer Einladung zur Öffentlichen Sitzung des Ordens *Pour le mérite* für Wissenschaften und Künste gefolgt sind, und heiße Sie herzlich willkommen. Ich freue mich, daß wir gerade in diesem Jahr in Bonn zusammengekommen sind, denn unsere Gemeinschaft, die 1952 dank der Initiative von Theodor Heuss neu belebt worden ist, besteht in dieser Form nunmehr 30 Jahre. In der Sitzung wurde damals festgelegt, daß die hohe Auszeichnung, als deren Initiator und Träger der Staat sich ganz natürlich fühlen muß, nur von den Mitgliedern beschlossen und von dem Orden verliehen wird. Damit wird Wissenschaftlern und Künstlern ein ganz ungewöhnliches Vertrauen geschenkt und sie werden zu selbstverantwortlichem Handeln ermuntert. Ein Beschluß wie damals könnte heute kaum mehr zustandekommen. Das Vertrauen in die Wissenschaft hat sich entscheidend verringert, und bei den Künstlern gibt es andere, wenn auch schwerer faßbare Probleme. Vertrauen – in ganz unromantischer Weise – ist heute notwendiger als je, weil jeder auf andere sich verlassen muß, um sich in der so komplex gewordenen Welt noch zurechtzufinden. Unser Orden hat heute vielleicht dadurch eine Berechtigung, daß den Personen in ihm noch Vertrauen entgegengebracht wird und daß wir irgendwann solches Vertrauen gerechtfertigt

tigt haben. Wir sind aber nur eine kleine Auswahl unter zahllosen Kollegen, für die dasselbe gilt wie für uns. Wir werben also um Vertrauen auch für diese. Meine Damen und Herren, ich danke Ihnen dafür, daß Sie uns heute Gelegenheit geben, in diesem Kreis das gegenseitige Verständnis zu vertiefen.

Herr Bundespräsident, ich begrüße Sie mit ganz besonderer Freude als derzeitigen Protektor des Ordens und danke Ihnen für Ihr uns stets entgegengebrachtes wohlwollendes Interesse. Ich begrüße den Vizepräsidenten des Deutschen Bundestages, Herrn Heinrich Windelen, und, als Vertreter des Bundesministers des Innern, Herrn Staatssekretär Dr. Fröhlich. Das Bundesministerium des Innern ist für uns ein Anlaß großer Dankbarkeit, weil es die Betreuung des Ordens übernommen hat. Ich begrüße die Herren Abgeordneten des Deutschen Bundestages, die Herren Bevollmächtigten der Länder beim Bund, die Herren Staatssekretäre der Bundesministerien, die Vertreter der Kirchen, die Angehörigen des Diplomatischen Korps, die Präsidenten der Akademien der Wissenschaften, des Wissenschaftsrates und der wissenschaftlichen Gesellschaften sowie die Angehörigen des Lehrkörpers der Universitäten Bonn und Köln und der Studentenschaften.

Mein Gruß gilt dem Vertreter des Oberbürgermeisters der Stadt Bonn, Herrn Bürgermeister Endemann. Dann möchte ich besonders seine Magnifizienz Professor Besch grüßen und ihm zugleich dafür danken, daß wir in diesem Jahr wieder im schönen Festsaal der Universität zu Gast sein dürfen. Diese Verbindung mit der Hochschule in Bonn ist uns eine besondere Freude.

Sehr herzlich begrüße ich unsere ausländischen Mitglieder FELIX GILBERT, SIR ERNST GOMBRICH, FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK, GEORGE KENNAN, EMIL STAIGER, SIR RONALD SYME, die zum Teil eine weite Reise auf sich genommen haben, um heute unter uns sein zu können. Daß wir durch die Verbindung mit unseren ausländischen Mitgliedern unseren Gesichtskreis so ungemein erweitern können, dafür sind wir ganz besonders dankbar. Dabei möchte ich die Gelegenheit benutzen, Herrn GEORGE KENNAN zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels zu beglückwünschen. Wir

freuen uns, daß wieder einmal ein Mitglied unseres Kreises diese Auszeichnung erhalten hat.

Ich verneige mich vor den Angehörigen der kürzlich verstorbenen Ordensmitglieder Frau Elisabeth Alföldi, Frau Erna Lesky, Lady Margaret Krebs und Frau Fania Scholem.

Meine Damen und Herren, Sie hören nun die Gedenkworte auf ANDREAS ALFÖLDI, ALBIN LESKY, CARL LUDWIG SIEGEL, PETER HUCHEL, HIDEKI YUKAWA und GERSHOM SCHOLEM. Gershom Scholem war im vorigen Jahr in den Orden gewählt worden und hätte bei dieser Sitzung das große Ordenszeichen überreicht bekommen. Die Gedenkworte auf die inzwischen verstorbenen GERHARD MARCKS, SIR HANS KREBS und CARL ORFF können wir erst im nächsten Jahr sprechen. Nach den Gedenkworten werden Sie einen Vortrag hören von unserem ausländischen Mitglied EMIL STAIGER zum Thema »Ein Schillerwort in Goethes Fassung«. Es folgt dann die Überreichung der Ordenszeichen an die im vorigen Jahr gewählten neuen Mitglieder FELIX GILBERT, WOLFGANG CLEMEN, EMIL SCHUMACHER, HANS GEORG ZACHAU. Zu den neu Gewählten gehört auch der Pianist RUDOLF SERKIN. Wir können ihm leider das Ordenszeichen nicht überreichen, da er wegen Konzertterminen bei dieser Sitzung nicht anwesend sein kann.



## GEDENKWORTE



ANDREAS ALFÖLDI  
27. 8. 1895 – 12. 2. 1981





Andreas Alföldi



*Gedenkworte für*  
ANDREAS ALFÖLDI

*von*

*Kurt Bittel*

---

Mit Andreas Alföldi ist einer der bedeutendsten, gewiß aber einer der vielseitigsten Gelehrten auf dem Gebiete der Geschichte des Altertums von uns gegangen; nicht nur von unserem Orden, dem er seit 1972 angehört hat, sondern von der gelehrten Welt insgesamt und von allen, die ihn wegen seines vornehmen, edlen Wesens und wegen seiner mutigen Haltung auf einem vom Schicksal gezeichneten Lebensweg hochgeschätzt haben.

Alföldi ist am 27. August 1895 in Pomáz, unmittelbar nördlich von Budapest geboren, in der alten Donaumonarchie, der er im 1. Weltkrieg treu gedient hat. In einem Rückblick auf seine Jugend hat er einmal gesagt: »In den Außenbezirken des pannonischen Legionslagers Aquincum, in dessen direkter Nachbarschaft ich aufgewachsen bin, ragte noch an manchen Stellen römisches Mauerwerk aus dem Boden hervor. Römische Scherben waren, auf den Feldern verstreut, leicht zu entdecken. Der Pflug entriß dem Boden ständig neue Kaiser Münzen, Metallgegenstände und Hausrat. Das Leben dieses Eckpfeilers des römischen Wehrsystems, dessen vom selten unterbrochenen Anbränden der Fremdvölker geprägte Geschichte ein Leidensweg gewesen ist, wurde mir durch die Entdeckung ständig neu-

er Überreste zum täglichen Erlebnis, seine Erforschung zum Lebensziel.« In diesem kurzen auf Herkunft und frühe Neigung bezogenen Rückblick klingt bereits eines der Hauptgebiete an, dem Alföldis Arbeit größtenteils gegolten hat: der Geschichte Roms und des römischen Reiches, vor allem in ihrem späteren Abschnitt. Der ursprüngliche, periphere Standort Alföldis aber, im Donaubecken, einem im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. stets von Norden und Osten her bedrohten Grenzland, bedingte es zugleich, daß sich sein Blick von Anfang an nach Osteuropa und Westasien, in die weiten Gebiete der Steppenvölker richtete, dorthin, wo das »Anbränden der Fremdvölker« so oft seinen Ausgang genommen hatte.

Alföldi war nach seinem Studium Konservator am Ungarischen Nationalmuseum, wodurch ihm die reichen Funde von Aquincum unmittelbar zur Verfügung standen, vor allem aber in der numismatischen Abteilung die Münzen Valentinians I. und des Valens aus der Münzstätte von Siscia, dem heutigen Sissek, die ihn zu seinen ersten Studien über antike Münzen anregten. Das führte zu seiner Berufung als Professor für Alte Geschichte an der Universität Debrecen, 1930 wurde ihm dann in Budapest ein Lehrstuhl für Geschichte und Archäologie des Antiken Ungarn übertragen, wo er eine unermüdliche Tätigkeit entfaltete und neben vielem anderen die Serie der hochbedeutsamen *Dissertationes Pannonicae* ins Leben rief. Nach dem Ende des 2. Weltkrieges, der Besetzung Ungarns und der dadurch hervorgerufenen totalen Veränderungen in seinem Lande steigerten sich die Schwierigkeiten für Alföldi ins Untragbare. 1947 fand er Zuflucht in der Schweiz, lehrte acht Jahre lang an den Universitäten Bern und Basel und ging dann als Professor für Römische Geschichte an das Institute for Advanced Study nach Princeton. Der äußere Lebensweg Alföldis war also von Geschehnissen gekennzeichnet, die auch andere in unserer Zeit hart betroffen haben. Er litt daran lange schmerzlich, aber er hat sie mit jener Würde getragen, die ihn zeitlebens auszeichnete.

Schon Alföldis erstes großes Werk, *Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien*, zeigte seine Meisterschaft, seine Beherrschung der literarischen Überlieferung, der Numismatik und Epigraphik,

historischer Topographie, Archäologie, und Religionsgeschichte in nahezu gleichem Grade. In diesem frühen Werk sind bereits die Keime von Alföldis späteren großen Leistungen und Arbeiten spürbar, der Weg zur Erforschung der schweren Krisen des spätrömischen Imperiums im Ganzen, der Auseinandersetzung von Heidentum und Christentum bis hin zu Konstantin, aber auch noch in nachkonstantinischer Zeit, Vorgängen, bei denen er die sogenannten Kontorniaten als Propagandamittel, als Widerstand der noch im 5. Jahrhundert dem Alten zugeneigten stadtrömischen Aristokratie richtig verstehen gelehrt hat. Seine fundamentalen Studien über die monarchische Repräsentation im römischen Reich, mit den genauen Untersuchungen über Inhalt und Herkunft des Zeremoniells und über die Insignien und Trachten der römischen Kaiser, kommen in ihrem wahren Gehalt – darauf muß der Nachdruck liegen – nahezu einer Neuentdeckung gleich, nicht zuletzt weil es sich dabei ergab, in welchem Umfang in solchen symbolischen Handlungen und in den Symbolen selbst ein Angleich an östliche, hellenistische und orientalische Formen vollzogen worden ist.

Nicht weniger als der Niedergang und das Ende fesselten Alföldi die Anfänge, der in Sage und Mythos sich verlierende Anfang Roms, der seit Barthold Niebuhr mit solchem Eifer und mit so konträrer Einstellung immer wieder behandelt worden ist. 1963 erschien *Early Rome and the Latins*, 1974 *Die Struktur des voretruskischen Römerstaates*, ein Buch, in dem Alföldi, ausgehend von der Gründungssage Roms, der Wölfin, Romulus und Remus, dem Doppelkönigtum einen unerhört weiten Bogen geschlagen hat zu Mythen und Stammeslegenden eurasischer Steppenvölker und Hirtennomaden mit ihrer theriomorphen Weltbetrachtung, von Iran bis Nordasien, vom Altertum bis in die Neuzeit, denn, so sagte er, die »rückständige Zivilisation der Randvölker bewahrte für uns kostbare Zeugnisse dieser Kulturstufe«, d. h. einer Kulturstufe, in die auch das früheste Rom mit seinen Mythenkönigen einzuordnen sei. Es ist ein großartiges Bild, das er da gestaltet hat und auf das der Betrachter, der allein auf den Voraussetzungen des Westens fußt, nur staunend, wohl auch mit Bewunderung blicken kann. Alföldi aber war nach Herkunft,

Wissen und Erfahrung in beiden Welten zuhause, in der abendländischen und in der östlichen. Seele und Denken der östlichen Stämme waren ihm vertraut. Ob sich das jemals noch in *einem* Gelehrten zusammenfinden wird?

Alföldi war ein akademischer Lehrer von hohen Graden. Es sei auch nicht vergessen, daß aus seiner Schule in dem Jahrzehnt nach dem zweiten Weltkrieg in unserem Lande Numismatiker hervorgegangen sind, die diesem Fach in Deutschland zu neuer Geltung verholfen haben. Wer ihn kannte oder wer ihm gar näher stand und bei ihm und Frau Alföldi-Rosenbaum zu Gast war, wird den gütigen, dabei aber bestimmten und energischen Mann niemals vergessen. Viele haben ihn verehrt, viele geliebt.

ALBIN LESKY

7. 7. 1896 – 28. 2. 1981





*Albin Lesky*



*Gedenkworte für*

ALBIN LESKY

*von*

*Hans-Georg Gadamer*

---

Albin Lesky ist im Alter von fast 85 Jahren nach langem und schwerem Leiden in Innsbruck am 28. Februar 1981 gestorben. Dem Orden Pour le mérite gehörte er seit dem Jahre 1975 an, als auswärtiges Mitglied. Er war klassischer Philologe, der seine Studien im wesentlichen in seiner Heimatstadt Graz betrieben hat, und dann in Wien, wo er nach den schwierigen 30er Jahren und den Kriegsjahren, in denen er Professor in Innsbruck war, seit 1949 wieder lehrte.

Wenn mir die ehrenvolle Aufgabe zugefallen ist, auf ihn als unser Ordensmitglied die Gedenkrede zu halten, bin ich in äußerst schwieriger Lage. Gewiß, seine Leistung liegt vor aller Augen. Weitesten akademische Anerkennung ist ihm zuteil geworden, viele Ehrungen hat er erfahren, und sein wissenschaftliches Werk, insbesondere seine *Geschichte der griechischen Literatur*, ist in der ganzen Welt verbreitet. Aber wie soll ein Gelehrter von wahrhaft enzyklopädischer Reichweite von jemandem gewürdigt werden, der, wenn überhaupt, nur auf einem sehr schmalen Felde philologischer Wissenschaft eigene Kompetenz besitzt?

Nun fällt auch den Fernerstehenden, zu denen ich nun doch nicht zähle, im Falle von Albin Lesky auf, daß er in einer Wissenschaft von besonderer humanistischer Internationalität und in einer Wissenschaft, die für einen Mann deutscher Zunge in Deutschland, und auch im damaligen Deutschland der Weimarer Republik, in besonderer Blüte stand, dennoch fast ganz in seinem engeren Heimatlande, dem österreichischen, seine Ausbildung erfahren, sein Forscherleben geführt und als Lehrer gewirkt hat. Darin bekundet sich gewiß zunächst der Umstand der unseligen Provinzialisierung, die durch die beiden Weltkriege über Europa gekommen ist – und gewiß auch der Umstand der Verarmung Mitteleuropas nach dem 1. Weltkrieg und die Abschnürung durch den zweiten. So waren es für Albin Lesky gewiß sehr harte Zeiten, und man staunt, wie zielstrebig er in ihnen seinen Weg gegangen ist. Soldat im ersten Kriege, dann Student, der nach wenigen Semestern bereits das Studium mit der Promotion beendete und Gymnasiallehrer wurde – um schließlich von Wien über Innsbruck wieder nach Wien zu gelangen und dort eine glänzende Wirksamkeit zu entfalten. Das Erstaunlichste ist aber, daß er, obwohl sein akademisches Wirken auf seine engere Heimat beschränkt blieb, gleichwohl eine wahrhaft internationale Präsenz erworben hat – durch seine Leistungen und durch seine Tugenden. Ja, er hat aus der Zugehörigkeit und Liebe zu seiner Heimat obendrein eine wissenschaftliche Tugend gemacht, in der ich seine wahre Bedeutung erblicke: Er hat für sein kleingewordenes Österreich die Altertumswissenschaften in einer Allseitigkeit repräsentiert, die im deutschen Sprachraum nach dem Tode von Wilamowitz, dem princeps philologorum, ja, die vielleicht in der ganzen Welt einzig da steht.

Gewiß, auch er hatte seine Schwerpunkte – vor allem die griechische Tragödie hat ihn sein Leben lang gefesselt, auch ihr mythischer und epischer Hintergrund, und ebenso spürt man auf Schritt und Tritt den Forscher, Lehrer und Erzieher, der ganz in seiner eigenen Zeit steht und die Gegenwart des Vergangenen, gerade auch die des klassischen Altertums, überall gewahrt. So waren es sehr besondere Gaben, die ihn zu einer universalen Figur geprägt haben und das

Unwahrscheinliche möglich machten, daß in unseren Tagen ein einzelner eine tausendseitige *Geschichte der griechischen Literatur* geschrieben hat, die nicht eine bloße Fleißarbeit und detaillierte Berichterstattung ist, sondern in vielen Fällen eigene Forschung und in jedem Falle eigenes Urteil einsetzt.

Was sind diese Gaben, was sind die Tugenden, die in diesem Mann von ungewöhnlicher Begabung walteten? Ich denke, es ist eine dreifache Tugend, die Tugend der Vermittlung, die Tugend der Urteilskraft und die Tugend des Enthusiasmus.

Es ist, als ob das große politische und kulturelle Erbe der habsburgischen Monarchie, diese Jahrhunderte währende Lehrzeit und Praxis, ein vielfältig-verspanntes Völkergemisch politisch zu organisieren und insbesondere zwischen Slawen und Ungarn und Deutschen unablässig zu vermitteln, in diesem Gelehrten zu einer besonderen Kunst des Vermittelns zusammengekommen ist. Vermittlung schließt Sinn für die Zweiseitigkeit oder Mehrseitigkeit aller Dinge ein, und das ist wohl das, was man an Lesky am meisten bemerkt und am meisten bewundert, wie er jeweils, ohne daß es je als Manier oder Technik störend fühlbar würde, den verschiedenen und oft extremen Standpunkten gerecht wird, ohne daß er selbst dabei unentschieden wirkte. Immer traf er das Maß und hielt die Mitte.

Ich nenne Beispiele. Da gibt es eine durch Bruno Snell eröffnete Diskussion über das Handeln im Drama. Daß das mythische Welt- und Selbstverständnis der Griechen der klassischen und vorklassischen Zeit es im Grunde nicht gestattet, den aristotelischen Begriff der freien Vorzugswahl auf das Verhalten der epischen und tragischen Helden anzuwenden, war der Punkt, auf dem Snell mit Entschiedenheit bestand. Lesky hat in einer Heidelberger Akademieabhandlung gezeigt, daß diese richtige These nicht ausschließt, daß man dennoch schon von früh an, schon bei Homer, ein menschliches Selbstverständnis im Handeln der Menschen der mythischen Denkweise zur Seite gestellt findet. Nicht das Erscheinen des göttlichen Antlitzes der Athene allein läßt den Achill das Schwert, das er gegen den Feldherrn ziehen möchte, wieder zurückstecken – es heißt

auch, er beherrscht seinen wallenden Zorn selber. Beides steht nebeneinander, und Lesky sieht hier richtig, ohne die Einsicht Snells deswegen preiszugeben.

Oder ein anderes Beispiel. Lesky hat in einem schönen, für weitere Kreise berechneten Büchlein über den Eros der Hellenen gehandelt. Ohne das Fremde zu verkennen oder das Eigene zu verleugnen, hat er die Knabenliebe und das Hetärenwesen und überhaupt das labile Gleichgewicht zwischen Sexualität und Erotik, sinnlicher Bedürftigkeit und seelischer Verschwendungskraft, das unser menschliches Wesen ausmacht, im griechischen Leben mit Takt und Weisheit zu würdigen gewußt. Maß und Mitte sind Tugenden des Herzens wie des Verstandes.

Beides beseelte Lesky, und so war in ihm eine seltene Gabe der Urteilskraft am Werke. In seinen Urteilen ist er nie ohne Bestimmtheit. Auch wenn er nicht selten urteilt, daß wir etwas nicht wissen können, ist auch dies eine Entscheidung. Urteilskraft ist unser kritisches Vermögen. Sie erwägt sorgsam das Für und Wider und kommt am Ende solchen Wägens zu einer Entscheidung, wo sie möglich ist. Aber mehr noch: Urteilskraft ist auch und gerade der Sinn für das Wesentliche, der Sinn dafür, was das Unwesentliche ist, das man ausscheiden muß, wenn man das Wesentliche erkennen und mitteilen will. Urteilskraft ist nicht zuletzt wertendes Vermögen und Qualitätsgefühl. Die unendliche Umsicht, mit der Lesky der Forschung – bis in seine letzten Lebensjahre hinein – gefolgt ist, bewährte die Tugend seiner Urteilskraft, die seine schon erwähnte *Geschichte der griechischen Literatur* zu einem Meisterwerk der humanistischen Forschung erhoben hat.

Und endlich waltete die Tugend des Enthusiasmus in ihm – die Freude des Anerkennens der Leistung anderer strahlte förmlich aus seinem heiteren Wesen, und die Freude an der Schönheit und Größe der Dinge, denen sein Forscherleben gewidmet war, gab ihm etwas wunderbar Bescheidenes und Humanes. Der Stil, das ist der Mensch: Sein Stil, als Redner wie als Schriftsteller, war alles andere als exaltiert. Man meint gar nichts Besonderes und Auffälliges an ihm zu bemerken, bis man gewahrt, daß das Besondere dieses Stils

die Diskretion ist. Sie ist es, mit der er einen einnimmt – für die Sache. Wir sind dankbar, daß er auch dem Orden Pour le mérite, oft in Begleitung seiner verehrten Gattin, die Präsenz seiner Menschlichkeit geschenkt hat.



CARL LUDWIG SIEGEL

31. 12. 1896 – 4. ~~5~~ 1981





*Carl L. Siegel*



*Gedenkworte für*  
CARL LUDWIG SIEGEL

*von*

*Bartel Leendert van der Waerden*

*verlesen von*  
*Heinz Maier-Leibnitz*

---

Carl Ludwig Siegel wurde am letzten Tag des Jahres 1896 in Berlin geboren. Nachdem er die, wie er selbst sagt, bedrückenden Schuljahre unter mittelmäßigen oder gar bösartigen Lehrern durchlaufen hatte, trat er in die Universität Berlin ein in der Absicht, Astronomie zu studieren. Da aber der Astronom seine Vorlesungen erst vierzehn Tage später anfang, ging er zunächst einmal, rein aus Neugierde, in die Vorlesung des Mathematikers Frobenius.

In seinen *Erinnerungen an Frobenius* schreibt Siegel: »Da ich nicht die geringste Ahnung davon hatte, was Zahlentheorie sein könnte, so besuchte ich aus purer Neugierde zwei Wochen lang dieses Kolleg, und das entschied über meine wissenschaftliche Richtung, sogar für das ganze weitere Leben. Ich verzichtete dann auf Teilnahme an der astronomischen Vorlesung, als sie schließlich anfang, und blieb bei Frobenius in der Zahlentheorie.«

Nach zweijährigem Studium schrieb der junge Student eine kleine Abhandlung über diophantische Approximationen. Das Problem

war: Wie gut kann man eine algebraische Zahl durch rationale Zahlen approximieren?

Der zwanzigjährige Student gab die kleine Abhandlung seinem Lehrer Issai Schur. Der meinte aber: Mit diesen Rechnungen ist noch nichts bewiesen. Siegel war schwer enttäuscht.

Zwei Jahre später forderte Edmund Landau, der damalige Großmeister der analytischen Zahlentheorie, Siegel auf, nach Göttingen zu kommen. Unter Landaus ständiger Kritik schrieb Siegel mehrere verbesserte Fassungen des Beweises, wobei die Seitenzahl allmählich auf 40 anstieg. Schließlich erklärte Landau, er wolle die Arbeit als Dissertation annehmen. Der Satz, der in dieser Arbeit bewiesen wurde, ist der berühmte *Thue-Siegelsche Satz*. Er gibt eine genaue Schranke für die Güte der Approximation einer algebraischen Zahl an. Besser als bis zu dieser Schranke kann man die algebraische Zahl nicht durch rationale Zahlen approximieren.

Siegel wurde sofort berühmt. Im Herbst 1920 erhielt er einen Lehrauftrag an der neugegründeten Universität Hamburg. Im nächsten Jahr habilitierte er sich in Göttingen. In seinem Gutachten über die Habilitationsschrift schreibt Landau:

»Er (Siegel) scheut jedes Lob und jede Öffentlichkeit: wir mußten ihm stark zureden, bis er sein Habilitationsgesuch einreichte. Am liebsten würde er, wenn er finanziell dazu in der Lage wäre, Privatgelehrter werden und von früh bis spät für die reine Wissenschaft arbeiten. Er ist ein sonderbarer Mensch; aber welcher Mathematiker ist das nicht?«

Im Juli 1922, im Alter von 25 Jahren, wurde Siegel als Ordinarius nach Frankfurt berufen. In Frankfurt hat er, zusammen mit Dehn und Hellinger, eine äußerst fruchtbare Tätigkeit entwickelt. Siegel zählt diese Jahre, von 1922 bis 1933, zu seinen schönsten Erinnerungen.

Nach 1933 brach in Frankfurt alles zusammen. Im Jahre 1938 wurde Siegel nach Göttingen berufen, aber auch hier wurde ihm bald klar, daß nichts mehr zu retten war. Im Frühjahr 1940 gelang es ihm, über Oslo nach Princeton (New Jersey) auszureisen, wo er am *Institute for Advanced Study* mit offenen Armen empfangen wurde.

Hier hielt er seine berühmte Vorlesung über quadratische Formen, die nachher in Buchform veröffentlicht wurde. Die Vorlesung gipfelt in dem Beweis der *Siegelschen Maßformel*.

Nach dem zweiten Weltkrieg kam Siegel zunächst als Gastprofessor, dann definitiv als Ordinarius nach Göttingen zurück. In dieser Zeit wurde er auch, als Nachfolger von David Hilbert, in den Orden Pour le mérite aufgenommen.

Mit 67 Jahren ließ Siegel sich vorzeitig emeritieren, um mehr Zeit für wissenschaftliche Arbeiten zu haben. Am 4. April 1981, im Alter von 84 Jahren, ist er gestorben.



PETER HUCHEL

3. 4. 1903 – 30. 4. 1981





Markus C. Schulz



*Gedenkworte für*  
PETER HUCHEL

*von*

*Maria Wimmer*

---

Der Dichter Peter Huchel, einsamer Wanderer in beiden Teilen Deutschlands, starb am 30. April 1981. Geboren wurde er am 3. April 1905 in Berlin Lichterfelde. In der Mark Brandenburg wuchs er auf, auf dem Bauernhof seines Großvaters in Alt-Langewisch.

*Caputher Heuweg*

Wo bin ich? Hier lag einst die Schoberstange.  
Und schüttelnd die Mähne auf Leine und Kummel  
graste die Stute am wiesigen Hange.  
Denn Mittag wars. Bei Steintopf und Krug  
ruhten die Mäher müde im Grummet.

Am Waldrand, wo schackernd die Elstern schrien,  
stand halb in der Erde ein Mann und schlug  
mit Axt und Keil aus Stubben den Kien.  
Wann war dieser Sommer? Ich weiß es nicht mehr.  
Doch fahren sie Grummet, der Sommer weht her  
vom Heuweg der Kindheit, wo ich einst saß,  
das Schicksal erwartend im hohen Gras,  
den alten Zigeuner, um mit ihm zu ziehn.

In Potsdam besuchte er das Gymnasium, in Berlin, Freiburg und Wien studierte er Literatur und Philosophie, reiste durch Frankreich, wo er eine Zeitlang in Grenoble als Bauernknecht arbeitete, durch den Balkan und die Türkei.

Während der 12 Jahre nationalsozialistischer Herrschaft schweig er, verhinderte sogar die ihm angebotene Veröffentlichung einer Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel *Der Knabenteich*.

1940 wurde er eingezogen, geriet in sowjetische Gefangenschaft, aus der er 1945 nach Berlin zurückkehrte.

### *Heimkehr*

Unter der schwindenden Sichel des Mondes  
kehrte ich heim und sah das Dorf  
im wäßrigen Dunst der Gräben und Wiesen.

Soll ich wie Schatten zerrissener Mauern  
hausen im Schutt, das Tote betrauern,  
soll ich die schwarze Schote enthüllen,  
die am Zaun der Sommer vergaß,  
sammeln den Hafer rissig und falb,  
den ein eisiger Regen zerfraß?  
Fauliger Halm auf fauligem Felde –  
niemand brachte die Ernte ein.  
Nessel wuchert, Schierling und Melde,  
Hungerblume umklammert den Stein.

Aber am Morgen,  
es dämmerte kalt,  
als noch der Reif  
die Quelle des Lichts überfror,  
kam eine Frau aus wendischem Wald.  
Suchend das Vieh, das dürre,  
das sich im Dickicht verlor,  
ging sie den rissigen Pfad.  
Sah sie schon Schwalbe und Saat?  
Hämmernd schlug sie den Rost vom Pflug.

Da war es die Mutter der Frühe,  
unter dem alten Himmel  
die Mutter der Völker.  
Sie ging durch Nebel und Wind,  
Pflügend den steinigen Acker,  
trieb sie das schwarzgefleckte  
sichelhörnige Rind.

In Berlin war er zuerst Lektor, dann Chefdramaturg und schließlich Sendeleiter des Ostberliner Rundfunks. 1948 übernahm er auf Drängen von Johannes R. Becher die Chefredaktion der literarischen Zeitschrift »Sinn und Form«, die er zur bedeutendsten Literaturzeitschrift der beiden Deutschland machte. Erich Nossack sagte in seiner Laudatio anlässlich von Peter Huchels Wahl in den Orden darüber: »Die Literaturwissenschaft ist sich wohl inzwischen darüber einig geworden, daß es eine so einzigartige literarische Revue, die in den fünfziger Jahren gültig für Ost und West war, nie wieder gegeben hat. Es ist nicht zu schildern, wie wir damals nach jedem neuen Heft griffen, um uns zu orientieren.« Die Jahre seiner Tätigkeit für diese Zeitschrift waren angefüllt mit versteckten und offenen Angriffen der SED, die schließlich, 1962, dazu führten, daß Huchel seine Stellung aufgeben mußte.

*Der Garten des Theophrast*

*Meinem Sohn*

Wenn mittags das weiße Feuer  
Der Verse über den Urnen tanzt,  
Gedenke, mein Sohn, Gedenke derer,  
Die einst Gespräche wie Bäume gepflanzt.  
Tot ist der Garten, mein Atem wird schwerer,  
Bewahre die Stunde, hier ging Theophrast,  
Mit Eichenlohe zu düngen den Boden,  
Die wunde Rinde zu binden mit Bast.  
Ein Ölbaum spaltet das mürbe Gemäuer  
Und ist noch Stimme im heißen Staub.  
Sie gaben Befehl, die Wurzel zu roden.  
Es sinkt dein Licht, schutzloses Laub.

*Unter der Wurzel der Distel*

Unter der Wurzel der Distel  
Wohnt nun die Sprache,  
Nicht abgewandt,  
Im steinigen Grund.  
Ein Riegel fürs Feuer  
War sie immer.

Leg deine Hand  
Auf diesen Felsen.  
Es zittert das starre  
Geäst der Metalle.  
Ausgeräumt ist aber  
Der Sommer,  
Verstrichen die Frist.

Es stellen  
Die Schatten im Unterholz  
Ihr Fangnetz auf.

*Psalm*

Daß aus dem Samen des Menschen  
Kein Mensch  
Und aus dem Samen des Ölbaums  
Kein Ölbaum  
Werde,  
Es ist zu messen  
Mit der Elle des Todes.

Die da wohnen  
Unter der Erde  
In einer Kugel aus Zement,  
Ihre Stärke gleicht  
Dem Halm  
Im peitschenden Schnee.

Die Öde wird Geschichte.  
Termiten schreiben sie

Mit ihren Zangen  
In den Sand.

Und nicht erforscht wird werden  
Ein Geschlecht,  
Eifrig bemüht,  
Sich zu vernichten.

Nach seinem erzwungenen Ausscheiden als Redakteur von »Sinn und Form« lebte er 9 Jahre lang isoliert in Wilhelmshorst bei Potsdam.

*Hubertusweg*

Märzmitternacht, sagte der Gärtner,  
wir kamen vom Bahnhof  
und sahen das Schlußlicht des späten Zuges  
im Nebel erlöschen. Einer ging hinter uns,  
wir sprachen vom Wetter.  
Der Wind wirft Regen  
aufs Eis der Teiche,  
langsam dreht sich das Jahr ins Licht.

Und in der Nacht  
das Sausen in den Schlüssellochern.  
Die Wut des Halms  
zerreißt die Erde.  
Und gegen Morgen wühlt  
das Licht das Dunkel auf.  
Die Kiefern harken Nebel von den Fenstern.

Dort unten steht,  
armselig wie abgestandener Tabakrauch,  
mein Nachbar, mein Schatten  
auf der Spur meiner Füße, verlaß ich das Haus.  
Mißmutig gähnend  
im stäubenden Regen der kahlen Bäume  
bastelt er heute am rostigen Maschendraht.  
Was fällt für ihn ab, schreibt er die Fahndung

ins blaue Oktavheft, die Autonummern meiner Freunde,  
die leicht verwundbare Straße belauernd,  
die Konterbande,  
verbotene Bücher,  
Brosamen für die Eingeweide,  
versteckt im Mantelfutter.  
Ein schwaches Feuer nähere mit einem Ast.

Ich bin nicht gekommen,  
das Dunkel aufzuwühlen.  
Nicht streuen will ich vor die Schwelle  
die Asche meiner Verse,  
den Eintritt böser Geister zu bannen.

An diesem Morgen  
mit nassem Nebel  
auf sächsisch-preußischer Montur,  
verlöschenden Lampen an der Grenze,  
der Staat die Hacke,  
das Volk die Distel,  
steig ich wie immer  
die altersschwache Treppe hinunter.

Vor der Keilschrift von Ras Schamra  
seh ich im Zimmer meinen Sohn  
den ugaritischen Text entziffern,  
die Umklammerung  
von Traum und Leben,  
den friedlichen Feldzug des Königs Keret.

Am siebenten Tag,  
wie IL der Gott verkündet,  
kam heiße Luft und trank die Brunnen aus,  
die Hunde heulten,  
die Esel schrieen laut vor Durst.  
Und ohne Sturmbock ergab sich eine Stadt.

Endlich, 1971, gelang ihm die Übersiedlung in den Westen. In Stauf-  
fen im Breisgau lebte er bis zu seinem Tode.

### *Entzauberung*

In die Scheunenwand  
zeichnet die Nässe  
den verfeimten König.

Er geht in die Kälte  
durchlöcherter Zäune  
den lehmigen Feldweg hinunter.  
Er zieht am Geschirr  
die Maultierstute  
mit Körben bepackt, mit Kesseln und Töpfen,  
und schwindet im Regen  
am Mittelgraben hinter den Weiden.

Es ist Itau,  
der Zigeuner, vergangenen Sommer  
lag er am Vorwerk im groben Stroh  
der rostigen Dreschmaschine.

Die Frau des Pächters erzählt,  
sie habe ihn im späten Oktober  
am Rand der Brache gesehn.  
Er ging im Kreis  
und schlug in die Luft das Zeichen,  
ein Feuer fuhr aus der Erde,  
das ohne Rauch  
mit finsterner Flamme versank.

In Wahrheit  
zog Itau, der Zigeuner,  
im hellen Juli  
durchs Bischofslila der Disteln  
für immer fort.



HIDEKI YUKAWA

23. 1. 1907 – 8. 9. 1981





Yūzōki Yūpawa



*Gedenkworte für*  
HIDEKI YUKAWA

*von*

*Carl Friedrich v. Weizsäcker*

---

Hideki Yukawa ist 1907 geboren, als Sohn eines Professors der Universität Kyoto, der alten japanischen Kaiserstadt. In Kyoto hat er theoretische Physik studiert und, unterbrochen nur durch fünf Jahre als Gast amerikanischer Institute, fast sein ganzes Lebenswerk vollbracht. 1935 veröffentlichte er eine Arbeit über die Wechselwirkung von Elementarteilchen, welche die Voraussage eines neuartigen Teilchens, des Mesons, enthielt.

1949 empfing er für diese Arbeit, als erster Japaner, den Nobelpreis. Er war Mitglied unseres Ordens seit 1967. Im vergangenen Jahr ist er gestorben.

Die Leistung eines heutigen Physikers läßt sich nur im Rahmen der Kontinuität der Forschung beschreiben, in der sie einen Schritt bedeutet. Die klassische Mechanik kannte Körper und die zwischen ihnen wirkenden Kräfte. Körper waren für sie Massen, in begrenzten Raum eingeschlossen. Kräfte begann man seit Newton als Fernwirkungen zu verstehen, seit Faraday aber als eigenständige veränderliche, den ganzen Raum erfüllende Entitäten, als Felder. Die Quantentheorie tat den erstaunlichen Schritt, Teilchen, also kleinste Körper, und Felder als Erscheinungsformen jeweils derselben Realität

zu verstehen. Je kleiner die Masse einer Teilchensorte, desto größer die räumliche Reichweite des Feldes, als das diese Teilchen erscheinen.

1935 wußte man, daß der Atomkern aus den schweren Protonen und Neutronen zusammengesetzt ist, und daß aus dem Kern gelegentlich leichte Elektronen oder Positronen, vermutlich begleitet von noch leichteren Neutrinos, ausgesandt werden. Die Kraft, welche den Kern zusammenhält, kannte man nicht. Durch wenige knappe Schlüsse folgerte der 28-jährige Yukawa, daß dem starken Kraftfeld kurzer Reichweite, das die Kernbausteine in engem Raum bindet, nach der Quantentheorie ein Teilchen relativ hoher Masse entsprechen muß, das leichter ist als Proton und Neutron, aber wesentlich schwerer als das Elektron, ein Teilchen mittlerer Masse, das Meson, und dieses Teilchen mußte unter geeigneten energetischen Bedingungen in ein Elektron und ein Neutrino zerfallen können, die dann den Kern verlassen.

Dieser Gedanke war wohl der Anfang dessen, was wir heute Elementarteilchenphysik nennen. Teilchen der von Yukawa vorausgesagten Art wurden bald in der kosmischen Strahlung gefunden. Heute kennen wir ganze Familien von Teilchen, deren eine die verschiedenen Arten von Mesonen sind. Wir beschreiben diese Teilchen als wiederum zusammengesetzt, und beschreiben die Kernkraft als eine Wirkung ihrer Bestandteile. An der Entstehung dieser reicheren Kenntnisse haben Yukawa und seine Schule intensiv mitgewirkt. Und Yukawas einfache anfängliche Schlüsse haben auch für die heute bekannten Teilchen volle Geltung.

Die Frage nach der einheitlichen Wurzel dieser Teilchensorten führt zur Frage nach den inneren Strukturen eines Teilchens, und diese führt weiter zur Frage nach der Beschaffenheit des Raumzeit-Kontinuums bei kleinsten Distanzen. Yukawa hat diesen Fragen Jahrzehnte eines nicht zum Ende gelangten Nachdenkens gewidmet. In der ihm eigenen leisen Selbstironie schildert er den Anfang dieser Fragen: »da begann ich bei verschiedenen Gesprächen Kreise auf die Wandtafel zu malen.« Die Kreise bezeichnen das Innere des Teilchens, das »nichtlokale Feld«, und in späteren Jahren verglich er

ihren Inhalt mit dem absoluten Leeren der asiatischen Philosophie, des Buddhismus und der von ihm geliebten taoistischen Meister Laotse und Chuangtse.

So steht Yukawas Werk in der Kontinuität der weltweiten Wissenschaft. Aber er war wie jeder Mensch ein unvergleichliches Individuum, und er war Japaner, er war, wie er selbst sagte, geistig zugleich Orientale und Kosmopolit. Als Sohn der ästhetischsten aller Kulturen, eben der japanischen, liebte er Literatur. Als Schüler las er die chinesischen Klassiker, später interessierte ihn an Europa der Ursprung, die griechische Philosophie. Daß er die abstrakte theoretische Physik zum Fach wählte, führte er darauf zurück, daß er ungewandt sei im Umgang mit Menschen und nur hier dieses Umgangs nicht bedurfte. Als Kind baute er eine Miniaturlandschaft japanischen Stils, und noch als Erwachsener empfand er das tiefe Glück der Geborgenheit in einem Zen-Garten, oder im Kreuzgang einer englischen Kathedrale. Tief beschäftigte ihn der Unterschied der okzidentalischen Kultur mit dem wachsenden Übergewicht der Abstraktion (die er selbst so gut beherrschte) und der ostasiatischen Kultur mit dem Übergewicht der Intuition. Nur im Zusammenwirken von Abstraktion und Intuition, von mißtrauischer Logik und gläubiger Gestaltwahrnehmung entsteht Wissenschaft. Sorgfältig studierte er die Komponenten der Kreativität: Analogie, Gestaltwahrnehmung, Identifikation. Die zwei Seelen in seiner Brust erläuterte er durch Chuangtses Anekdote: Chuangtse und Huitse gingen über eine Brücke. »Sieh wie die Fische aus dem Wasser springen«, sagte Chuangtse, »das ist die Freude der Fische.« »Du bist nicht die Fische«, erwiderte Huitse, »wie kannst du wissen, daß das die Freude der Fische ist?« »Du bist nicht ich«, entgegnete Chuangtse, »wie kannst du wissen, daß ich nicht weiß, daß das die Freude der Fische ist?« Seine tiefen Bedenken gegen eine nur abstrahierende trennende Wissenschaft beschrieb Yukawa einmal durch Chuangtses grotesken Mythos: Blitz und Sturmwind, so hießen die göttlichen Könige des Nordens und des Südens, besuchten den König der Mitte, dessen Name die Leere, das ursprüngliche Chaos bedeutete. Er bewirtete sie gut und sie wollten ihm danken. Sie sagten: »Jeder von uns hat

sieben Löcher im Gesicht, durch die er sehen, hören, riechen, schmecken kann. Sein Gesicht aber ist ganz glatt. Wir wollen ihm diese Löcher bohren.« Jeden Tag bohrten sie ein Loch in sein Gesicht. Am siebten Tag war er tot.

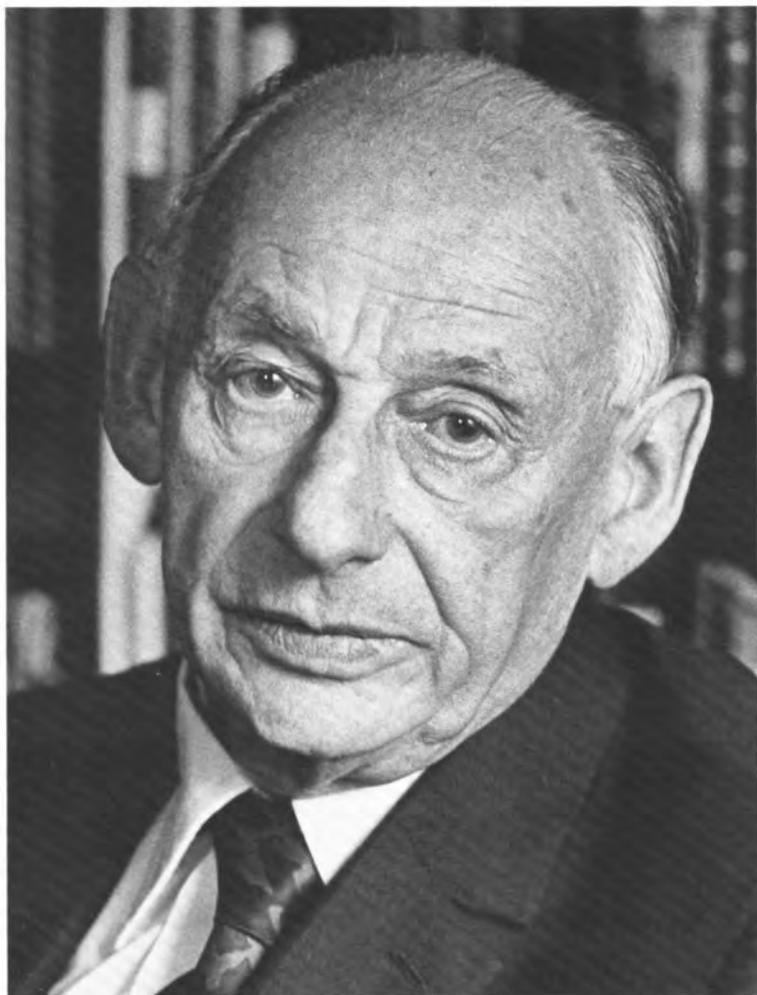
Japan hat dreimal in seiner Geschichte auf den Schock der westlichen Zivilisation mit einem großen Entschluß reagiert: 1633, in der Tokugawa-Zeit, mit der Abschließung des Landes; 1867, in der Meiji-Restauration, mit dem Entschluß, alles zu lernen, was der Westen kann; 1945, nach der Atombombe, mit dem Verzicht auf imperiale Politik. Yukawa hat an diesem letzten Ereignis die soziale Verantwortung des Wissenschaftlers begriffen und hat sie sich mit der Unbedingtheit seines Wesens zu eigen gemacht. Er verteidigte die japanische Verweigerung atomarer Rüstung, die als »nukleare Allergie« kritisiert worden war: »Es sind eher die Japaner«, so sagte er, »die normal sind, indem sie etwas fürchten, was fürchtenswert ist.« Er unterzeichnete das Einstein-Russell-Manifest. Er forderte die Überwindung der Institution des Krieges in einer Weltföderation. Er war Realist genug, um die Undurchführbarkeit dieses Plans in der heutigen Weltpolitik zu erkennen; er dachte aber auch konsequent genug, um zu vermuten, daß die heutige Politik ein Ende mit Schrecken nehmen werde.

Hideki Yukawa war ein hochbedeutender Forscher und Lehrer, ein leiser, liebenswerter, allem Schönen offener Mensch, und ein Mann, der sich keiner echten Verantwortung entzog.

GERSHOM SCHOLEM

5. 12. 1897 – 20. 2. 1982





Gershom Scholem



*Gedenkworte für*

GERSHOM SCHOLEM

*von*

*Carl Friedrich v. Weizsäcker*

---

Gershom Scholem wurde am 2. Juni 1981 in unseren Orden aufgenommen. In der heutigen Sitzung hätte der Ordenskanzler ihm das Ordenszeichen feierlich überreichen sollen. Mir sollte es zufallen, die begrüßende Laudatio zu halten, und ich habe mich sehr darauf gefreut. Im Februar dieses Jahres ist er in Jerusalem gestorben. Die Laudatio wird zugleich zum Nachruf.

Gerhard Scholem wurde 1897 in Berlin geboren. Er wurde früh Zionist. Seit 1923 lebte er in Jerusalem. Er erwarb Weltruhm als erster lebender Kenner der Kabbala. Wir, der nach dem Ende von Hitlers Herrschaft durch Theodor Heuss wieder ins Leben gerufene Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste, können Gershom Scholem nur dankbar dafür sein, daß er bereit war, einer der Unseren zu werden.

Die Zeit für den Nachruf ist kurz. Über Scholems faszinierende Persönlichkeit ist in den letzten Monaten in manchen öffentlichen Äußerungen Überzeugendes geschrieben worden. Ich widerstehe der Versuchung, meine eigenen, begrenzten Erinnerungen dem Bild seiner Menschlichkeit hinzuzufügen. Ich versuche statt dessen, eine

Skizze seiner gedanklichen Leistung zu geben. Was haben wir, die Leser seiner Schriften, von ihm gelernt?

Scholem war Jude, er war Philologe, und sein wissenschaftliches Thema war die Kabbala. Jede der drei Kennzeichnungen nennt eine persönliche Entscheidung.

Scholem war gewiß Jude von Geburt. Aber die Weise, wie er Jude war, war seine Entscheidung. In seinen jungen Jahren wandte er sich von der Anpassung an die europäische, die christlich-aufgeklärte, die national-deutsche Kultur ab, in der er aufgewachsen war. Er zog die Konsequenz für sein Leben.

Gelehrter zu sein, war ihm durch Naturanlage mitgegeben. Seine erste Wahl war die Mathematik, die er bis zum Abschluß studierte. Präzision des Denkens war ihm selbstverständliche Lebensluft. Die Wendung zum Judentum hatte in ihrem Gefolge die Wendung zur Geschichte des Judentums. So tief ihn der religiöse, der symbolische Gehalt seines Themas anging, so streng verhartete er in einer Forschung absoluter Akribie, unwiederholbarer Breite der Detailkenntnis, unermüdlicher, quasi kriminalistischer Neugier.

Die Entscheidung zur *Kabbala* war die persönlichste der drei Entscheidungen. Kabbala ist jüdische Mystik. Die Wissenschaft vom Judentum, im 19. Jahrhundert von Juden entwickelt, suchte sie aus dem Bilde des Judentums als einer großen moralischen und rationalen Religion eher zu eliminieren. Im 20. Jahrhundert hat, wenigstens für uns Nichtjuden, zuerst Martin Buber den Blick auf die Lebens-tiefe jüdischer Mystik eröffnet in seinen Schriften über den polnischen Chassidismus, Schriften, denen so viele Menschen meiner Generation tiefe religiöse Belehrung und Lebenshilfe verdanken. Aber ich gestehe, daß es mir wie Schuppen von den Augen fiel, als ich später in Scholems Schriften lernte, wieviel tiefer, bedeutender, großartiger die Kabbala sich zeigt, wenn man ihr Bild nicht den Lebensproblemen moderner Menschen annähert, sondern es in seiner grandiosen Fremdheit zu den Vorurteilen unserer Zeit stehen-läßt.

Wie verträgt sich aber geschichtlich gebundenes Judentum mit kritischer Wissenschaft, wie vertragen sich beide mit überzeitlicher My-

stik? Um das zu verstehen, muß man zunächst die klassischen Klischees gesprengt haben, die sich mit Judentum als »Religion«, Wissenschaft als »Wertfreiheit«, Mystik als »Weltflucht« verbinden. Jenseits der Klischees geraten wir freilich in ein Feld viel tieferer, geheimnisvollerer Spannungen.

Ist das Judentum eine Religion? »Religion« als Allgemeinbegriff, unter den mancherlei verschiedene geschichtliche Beispiele fallen, ist eine Erfindung der Aufklärung. Der Begriff der Religion ist nicht sinnlos, aber doch ein Klischee. Die Juden sind zunächst ein Volk. Dieses Volk hat zuerst ein Jahrtausend Geschichte in einem Bundesverhältnis zu einem Gott gelebt, der es zu Anfang aus dem ägyptischen Exil in sein Land führte, in der Mitte ins babylonische Exil und zurück ins Land. Er hat es schließlich ins nun schon zwei Jahrtausende dauernde römische, später christliche und islamische Exil geführt und hat es im Exil als Volk bewahrt. Dieser Gott hat seinem Volk und durch es den anderen Völkern die eine der großen Grundentscheidungen der Menschheit auferlegt, die Entscheidung zwischen Gut und Böse. Dieser Gott erweist sich damit als der Gott der Wahrheit, der wahre Gott, der Gott nicht nur der Juden, sondern der Welt; der Religionsgeschichte stellt sich das Judentum als erste der monotheistischen Religionen dar.

Religionsgeschichte ist Wissenschaft. Ist Wissenschaft wertfrei? Die Wissenschaft steht unter dem Befehl eines Wertes: der Wahrhaftigkeit. Man mag genötigt werden, eine Wahrheit zu verschweigen, ja zu lügen. Aber man soll sich nicht selbst belügen, denn das ist die eigentliche Lüge. Diese Wahrhaftigkeit nun nötigt uns zur kritischen Wahrnehmung unserer eigenen Wertsetzungen. Sie nötigt den Historiker, den Philologen, zu sehen, daß Andere anders sind als wir, grandios fremd, auch wo unsere Tradition sie für uns in Anspruch nimmt. Scholems Schriften sind voll von solchen erleuchtenden Distanzierungen. Und im Spiegel des Fremden lernen wir uns selbst neu sehen.

Ist Mystik Weltflucht? Mystik ist meditative Erfahrung, sie ist Erleuchtung, und wenn sie rational redet, ist sie eine notwendigerweise in symbolischen Formeln von ihrer Erfahrung Rechenschaft ge-

bende Philosophie. Man mag sie Mythos nennen. Scholem erzählte einmal, wie er als junger Student der Philosophie im Seminar von Hermann Cohen saß und Cohen die traditionelle Lehre abendländischer Philosophie als seine eigene Meinung aussprach: »Das Böse ist nur der Mangel des Guten. Existenz hat das Böse nur im Mythos.« Scholem war tief betroffen in seinem jüdischen Wissen von der Wirklichkeit des Bösen und, so erzählte er nun als alter Mann: »Da beschloß ich: wenn das so ist, werde ich in meinem Leben nicht Philosophie, sondern Mythos studieren.«

Die Anekdote zeigt zugleich die einer jüdischen Mystik eingeborene Spannung. Mystische Erfahrung ist letztlich Erfahrung der Einheit. Die jüdische Unterscheidung von Gut und Böse aber ist eine tiefe Erfahrung der Zweiheit, der Gespaltenheit. Der jüdische Gott ist zwar einziger Gott, aber er ist von der Welt, der Wirklichkeit des Bösen, präzise geschieden. Für das jüdische Volk in der Diaspora ist diese Scheidung das Leiden des Exils. Die Hoffnung auf die Wiederherstellung der Einheit ist die Hoffnung auf den Messias. Indem der Gott des Volks Israel zugleich als Schöpfer der Welt verstanden wird, verschmilzt im jüdischen Messianismus die politische Hoffnung auf die Wiederherstellung des Königreichs Davids mit der metaphysischen Hoffnung auf die Herstellung der paradiesischen Einheit der Schöpfung. Aber auch diese wird streng als geschichtlicher Vorgang gedacht: dann werden alle Völker auf Zion anbeten, wie die Propheten sagen (Micha 4, Jesaja 60).

Wenn Scholem uns an der Hand nimmt und durch die Geschichte der Kabbala führt, so erleben wir das Drama oder besser das tausendjährige Heldenepos dieser Auseinandersetzung von Einheit und Entzweiung. Wir erleben es in einer Mystik, die durch die Erfahrungen ihres Volks immer wieder gezwungen ist, Kosmologie, Seelenlehre und politische Geschichte in eins zu denken. Scholem stellt eindrucksvoll den jüdischen Messianismus, der den Messias noch erwartet, dem christlichen Messianismus gegenüber, der den Messias als schon gekommen ansieht und der darum oft genug der Versuchung erliegt, die Wirkung des Erlösers in der manifest unerlösten Welt in die bloße Innerlichkeit zu verschieben. Das Judentum, so

Scholem, faßte stets die Erlösung als einen Vorgang auf, »welcher sich in der Öffentlichkeit vollzieht, auf dem Schauplatz der Geschichte und im Medium der Gemeinschaft, kurz, der sich entscheidend in der Welt des Sichtbaren vollzieht und ohne solche Erscheinung im Sichtbaren nicht gedacht werden kann« (Judaica 1, S. 7). Wie die tragische Peripetie des Dramas erscheint das von Scholem in einem tausendseitigen Buch geschilderte Auftreten des Kabbalisten Sabbatai Zwi als Messias 1665, der zuletzt als Gefangener des türkischen Sultans zum Islam übertrat. Eine manisch-depressive Anlage mag seine Handlungen mitbestimmt haben; seine unentwegten Anhänger aber sahen unter den Leiden der Welt, die der Messias auf sich zu nehmen habe, nun die Apostasie als die tiefste Selbstaufopferung an.

Hinter diesen Bewegungen stand die tief sinnige Schöpfungsphysik des Isaak Luria. Wie kann Gott überhaupt von der Welt geschieden sein? Nur indem er sich selbst aus ihr zurückzog. Eine innergöttliche, kosmische Katastrophe, das »Zerbrechen der Gefäße«, zerstreute unzählige göttliche Lichtfunken in die Dunkelheit – das sind wir. Diese Funken einzeln wiederzusammeln, ist die Aufgabe der Güte, die Aufgabe der menschlichen Geschichte, zumal der Geschichte des Volks Israel im Exil. Solche Gedanken klangen freilich auch in der christlichen Tradition an, die ja ohne den Gedanken der Wiederkunft Christi sinnlos würde; als mystische Schöpfungslehre bei Jakob Böhme und bei Schelling, und noch in der Darstellung des philosophischen Wegs zum Marxismus bei Habermas.

Ich muß hier enden. Scholems Gedanken nachzudenken, verführt zu der Endlosigkeit, in der sich die unvollendete Geschichte der Menschheit und zumal des jüdischen Volkes selbst auslegt. Wir erkennen, daß wir die ganze Zeit von uns selbst geredet haben, von den ungelösten Problemen des heutigen Tags – die unerlöste Welt. Der geschichtliche Sinn des Messianismus ist uns noch nicht enthüllt.



REDE VON  
EMIL STAIGER



## EMIL STAIGER

### EIN SCHILLERWORT IN GOETHES FASSUNG

---

In die ersten Jahre der Freundschaft Goethes und Schillers fällt die Arbeit am »Wilhelm Meister«, der nach dem unbefriedigenden Versuch *Wilhelm Meisters theatralische Sendung* unter dem Titel *Wilhelm Meisters Lehrjahre* vollendet werden soll. Goethe ist glücklich, Schillers kritischen Beistand in Anspruch nehmen zu dürfen. Nur Schiller bringt er bei so schwierigen Fragen größtes, wenn auch nicht ganz unbegrenztes, Vertrauen entgegen. In Lieferungen reisen die Manuskripte nach Jena und wieder zurück. Mündliche Unterhaltungen finden statt. Von diesen wissen wir nichts. Wohl aber kennen wir die zahlreichen Briefe, die auf den Roman eingehen. Unter diesen beschäftigt uns ein Brief Schillers vom 2. Juli 1796. Er hat, so schreibt er, »alle acht Bücher des Romans aufs neue, obgleich nur sehr flüchtig durchlaufen« (1). Ein Urteil glaubt er nach einer solchen Lektüre noch nicht wagen zu dürfen, findet sich aber überwältigt von der »erstaunlichen und unerhörten Mannigfaltigkeit«, die hier im »eigentlichsten Sinne versteckt« (2) sei, und bittet Goethe, sich vorerst mit einzelnen Anmerkungen begnügen zu wollen. Bevor er diese aber vorbringt, drängt es ihn auszusprechen, was ihm ein solches Werk überhaupt bedeutet. In diesem Zusammenhang fallen die Worte:

»Ohnehin gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Produkts erlebte, daß sie noch in die Pe-

riode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann; und das schöne Verhältnis, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles, was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so, in einem höheren Sinne des Worts, den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüter auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe.« (3)

Goethe dankt für diesen und den Brief, der gleich darauf folgt, sehr herzlich. In seiner Antwort vom 7. Juli lesen wir unter anderm die Worte:

»Wie selten findet man bei den Geschäften und Handlungen des gemeinen Lebens die gewünschte Teilnahme, und in diesem hohen ästhetischen Falle ist sie kaum zu hoffen, denn wie viele Menschen sehen das Kunstwerk an sich selbst, wie viele können es übersehen, und dann ist doch nur die Neigung, die alles sehen kann, was es enthält, und die reine Neigung, die dabei noch sehen kann, was ihm mangelt. Und was wäre nicht noch alles hinzuzusetzen, um den einzigen Fall auszudrücken, in dem ich mich nur mit Ihnen befinde.« (4)

Des »einzigsten Falls« einer solchen Freundschaft ist sich also auch Goethe bewußt. Und wirklich wäre es nicht leicht, im Bereich der gesamten Weltliteratur auf etwas Vergleichbares hinzuweisen: ein Bündnis zweier in ihrem menschlichen Wesen und ihren Begriffen von Kunst so ganz entgegengesetzter Geister, das aus entschiedener Abneigung – von seiten Goethes – und grimmigen Rivalitätsgefühlen – von seiten Schillers – zu einer in allen entscheidenden Fragen vollkommenen, oft genug auf einem klaren Bewußtsein des Gegensatzes beruhenden Harmonie gedieh. Man mag die Antwort Goethes um eine Nuance formelhafter finden als Schillers grandiose Art. Beide scheinen aber im Begriff, eine Grenze zu überschreiten, die sie früher und später – Spur eines leisen Vorbehalts – respektierten. Auf die gewichtigsten Worte Schillers kommt Goethe aber noch ein-

mal zurück, und zwar in einem Zusammenhang, in dem wir es nicht erwarten würden.

»Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüter auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe.« (5) – So Schiller.

Im zweiten Teil von Goethes *Wahlverwandtschaften*, in Ottiliens Tagebuch, begegnen wir dem Satz: »Gegen große Vorzüge eines andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.« (6)

In seinen späteren Werken, schon im »Wilhelm Meister«, liebt es Goethe, unter irgendeinem Vorwand Sentenzen, Sprüche, Aphorismen zur Lebensweisheit einzuschalten. In den *Wahlverwandtschaften* liefert den Vorwand zunächst Ottiliens Liebe. Goethe braucht den Vergleich mit einer Einrichtung bei der englischen Marine: »Sämtliche Tauwerke der königlichen Flotte, vom stärksten bis zum schwächsten, sind dergestalt gesponnen, daß ein roter Faden durch das Ganze durchgeht, den man nicht herauswinden kann, ohne alles aufzulösen, und woran auch die kleinsten Stücke kenntlich sind, daß sie der Krone gehören.

Ebenso zieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der alles verbindet und das Ganze bezeichnet.« (7)

Bald wird dem Erzähler eine solche Beschränkung aber unbequem. In einem der nächsten Kapitel heißt es: »Um diese Zeit finden sich in Ottiliens Tagebuch Ereignisse seltner angemerkt, dagegen häufiger auf das Leben bezügliche und vom Leben abgezogene Maximen und Sentenzen. Weil aber die meisten derselben wohl nicht durch ihre eigene Reflexion entstanden sein können, so ist es wahrscheinlich, daß man ihr irgendeinen [sic!] Heft mitgeteilt, aus dem sie sich, was ihr gemüthlich war, ausgeschrieben. Manches Eigene von innigerem Bezug wird an dem roten Faden wohl zu erkennen sein.« (8)

In diesem loseren Zusammenhang mit Ottilie steht, wenn wir den Ausdruck brauchen dürfen, das Schillerzitat. Es ist nicht genau. Schiller sagt »keine Freiheit«, Goethe sagt »kein Rettungsmittel«. Hat Goethe den Wortlaut mit Absicht verändert oder unwillkürlich?

Unwillkürliche Änderungen sind in seinen Schriften nicht selten. So kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß Goethe Mariannes Gedichte im »Westöstlichen Divan« unwillkürlich – und diesmal nicht zu ihrem Vorteil – verändert hat. Er zitiert aus dem Gedächtnis und glaubt sich dies bei seinem großen Erinnerungsvermögen gestatten zu dürfen. Doch das Gedächtnis ist gerade bei bedeutenden schöpferischen Menschen oft eine trügerische Instanz. Sie neigen dazu, das Wort eines andern, nicht selten ohne es selber zu wissen, nach ihrem eigenen Sinne zu modeln, vielleicht nur rhythmisch, vielleicht aber auch in der Wahl von einzelnen Wendungen, so, daß man die ursprüngliche Meinung des zitierten Satzes kaum wiedererkennt.

Denkbar wäre es sogar, daß Goethe, dreizehn Jahre nachdem ihm Schiller die Worte geschrieben hatte, gar nicht mehr wußte, von wem sie stammten, daß er sich auf eine Sentenz von ungewisser Herkunft besann und um so freier mit ihr umging, als ihm dunkel blieb, vor wem denn nun Rechenschaft abzulegen wäre. Den Briefwechsel, der ihm den Satz wieder in Erinnerung rufen mußte, gab er erst 1824 heraus. Wie dem auch sei – der Wortlaut hat sich an einer bedeutsamen Stelle verändert, ob mit oder ohne Absicht Goethes, ändert an unserer Frage nichts.

Schillers große Parole ist »Freiheit«. Das Wort hat von den »Räubern« bis zu den philosophischen Schriften nicht immer denselben Klang. Daß »Freiheit« im Gegensatz zum »Gesetz« Kolosse und Extremitäten ausbrütet, bedeutet dem reifen Schiller nichts mehr. Dennoch hält er ihre Fahne bis zum letzten Atemzug hoch. Was wäre ihm anderes übriggeblieben? Er ist in der neueren deutschen Literatur der große Unbehauste. Mit Wallenstein empfindet er die Wirklichkeit als eine Fremde. Er hat sich einmal, als seine äußeren Verhältnisse besser wurden, bemüht, gleichsam einen Friedensschluß mit jenen »tückischen Mächten« zu schließen, die, nach den Worten des Feldherrn, »keines Menschen Kunst vertraulich macht«. Das Leben hat brüsk die nobel dargebotene Hand zurückgestoßen und Schiller mit den kaum erträglichen Schmerzen einer damals unheilbaren Krankheit heimgesucht. Seither betrachtet er die iridi-

sche Stätte nicht nur als Fremde des Lebens, sondern sogar als Todesreich, dem jeder verfällt, der, statt sich mit dem bloßen Schein zu begnügen, von den Früchten seines Gartens kostet.

Dem irdischen Menschen wird damit nahezu Übermenschliches zugemutet: »Frei sein in des Todes Reichen«. Wie ist dies möglich? Er soll keinem unmittelbaren sinnlichen Reiz erliegen. Er muß, wo immer es sei, zuerst prüfen, ob das, was ihn zu verführen droht, vor dem Gesetz der Vernunft besteht. Dann erst darf er sich seiner beglückenden Wirkung überlassen. Der Mensch soll also immer selbst Urheber seines Zustandes sein, selbst mit Bewußtsein das Gute wollen und selbst, mit Bewußtsein, das Böse verwerfen. Wörtlich drückt sich Schiller so aus:

»Er soll nicht bloß, wie die übrigen Sinnenwesen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es gleich die göttliche wäre, sondern er soll, gleich einem Sonnenkörper, von seinem eigenen Lichte glänzen.« (9)

Selbsttätigkeit der Person steht höher als die Verehrung einer von Gott erschaffenen Natur. Wie kann ein solcher ganz auf eigene Kraft gestellter Mensch sich über Geschenke des Lebens freuen, da ihm doch alles nur etwas bedeutet, wenn er es selber errungen hat? Fast erschrocken lesen wir in einem Brief an Körner (18.1.1796) die Worte über Karl, den kleinen Sohn, der sich zu Schillers Freude entwickelt: »Goethe ist ganz von ihm eingenommen und mir, der ich nur in dem engsten Lebenskreis existiere, ist das Kind so zum Bedürfnis geworden, daß mir in manchen Momenten bange wird, dem Glück eine solche Macht über mich eingeräumt zu haben.« (10)

Sogar in der Freude an seinem Kinde empfindet Schiller die Gefahr eines möglichen Selbstverlusts. Etwas ist in sein Leben getreten, das nicht von seinem Willen abhängt. Er fühlt sich an das Glück *gebunden*. Ein schwer erträglicher Gedanke!

Genau genommen geht es immer darum, daß ihm das Danken schwerfällt. Nach seiner Art, in allen Fragen über sich selbst zu Gericht zu sitzen, hat er auch darüber nachgedacht, einmal in einer Betrachtung über den Idealisten und Realisten. Der Realist wird »seine Zuneigung immer dadurch beweisen, daß er *gibt*, der Idealist

dadurch, daß er *empfängt*; durch das, was er in seiner Großmut aufopfert, verrät jeder, was er am höchsten schätzt.« (11)

Dem Idealisten Schiller fällt es schwer, Geschenke entgegenzunehmen, weil er alles Dankenmüssen beinahe schon als Erniedrigung ansieht.

Wie soll ein solcher Mensch nun danken für ein Geschenk des Lebens, das ihm von allen Menschen von größter, ja von unschätzbarter Bedeutung sein mußte, danken für die Freundschaft mit Goethe? Er hat sich überwunden, ein auch des Empfangens fähiger Idealist. Er sieht, daß Goethes Schaffen auf ganz anderen Voraussetzungen beruht. Er anerkennt, daß es seinem eigenen Schaffen sogar überlegen ist, nicht zufällig, sondern weil Goethe die Gabe hat und es sich leisten darf, Geschenke der Götter entgegenzunehmen.

Groß zwar nenn ich den Mann, der, sein eigener Bildner und Schöpfer,  
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;  
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis  
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Mut.  
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,  
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab. (12)

So spricht Schiller in jenem »Das Glück« überschriebenen Gedicht, das eine Huldigung an Goethe darstellt, zugleich aber auch ein Dokument von Selbstüberwindung, wie sie sich vielleicht in einer so schwierigen Lage noch nie ein Künstler abgerungen hat.

Doch große Vorzüge eines andern anerkennen, braucht noch keine Liebe, es könnte sehr wohl auch nur Achtung sein. Schiller spricht aber ausdrücklich von Liebe und wählt das Wort, das ihm nicht liegt, mit dem er sonst nichts Rechtes anzufangen weiß, zweifellos mit Bedacht. Wir dürfen dabei natürlich nicht an jene Liebe denken, die der *junge* Schiller kannte, die, wie es verblüffend heißt, »zum Geist monarchisch zwingt den Geist«, noch weniger an jene leise Spur von Herablassung, die in der Liebe zu seiner Gattin mitschwang, und ebensowenig an eine heroische Männerfreundschaft im Stil von Don Carlos und Marquis Posa. Was Schiller mit Goethe verbindet, hat sich in Schillers Leben noch nie ereignet. Es gibt

dafür eigentlich auch kein Wort. Und dennoch bleibt nur das eine, Liebe, das Schiller wirklich genutzt kann, das eine Wort, das im Deutschen auf so glückliche Weise eine fast unendliche Stufenleiter von Empfindungen oder Gefühlen, allgemeiner: von Möglichkeiten des Menschen auszudrücken vermag. Damit geraten nun aber Freiheit und Liebe im Kontext des Briefs in eine Nachbarschaft, die Schiller sich nicht hätte träumen lassen: Freiheit als Liebe, Liebe als Freiheit, das ist für ihn, der sonst nur eine Freiheit in des Todes Reichen kennt, die äußerste Paradoxie.

In der Fassung, die Goethe in Otiliens Tagebuch eingerückt hat, gibt es keine solche Paradoxie. Der Ausdruck »Freiheit« fällt nicht, das Wort, das zu brauchen Goethe ohnehin schwerfällt. Freilich, in den Jugendtagen, in der Epoche des Sturm und Drang, begegnet es uns auch bei ihm. »Was soll unser letztes Wort sein«, fragt Goetz von Berlichingen seine Gefährten. Sie antworten alle: »Es lebe die Freiheit« (15). Das dient aber mehr der Charakterisierung Berlichingens und der Seinen, als daß man es wie die Freiheitstiraden Karl Moors als Programm und Willenserklärung seines Dichters verstehen dürfte. Natürlich begegnen wir der Parole wieder in dem Festspiel zur Feier des deutschen Freiheitskampfes. Sie klingt dort aber nicht recht glaubhaft und scheint sogar mit einem gewissen Zögern intoniert zu werden:

Und das schöne Wort der Freiheit  
Wird gelispelt und gestammelt,  
Bis in ungewohnter Neuheit  
Wir an unsrer Tempel Stufen  
Wieder neu entzückt es rufen:  
*(Mit Überzeugung, laut)*  
Freiheit!  
*(gemäßigter)*  
Freiheit!  
*(Von allen Enden Echo)*  
Freiheit! (14)

Im übrigen vermeidet Goethe das kühne Wort oder spricht es nur mit Vorbehalt aus, sogar dort, wo man den vollen Klang der Zustim-

mung erwarten würde, im »Egmont« etwa, der doch von Hause aus zum Freiheitshelden bestimmt war. Jedermann kennt die Sentenz: »Freiheit! Ein schönes Wort, wers recht verstünde.« Die Fortsetzung lautet aber: »Was ist des Freisten Freiheit! – Recht zu tun! – und daran wird sie der König nicht hindern.« (15)

Und wenn man darauf erwidern möchte, daß Herzog Alba es sei, der so rede, und Alba habe ja Grund, den Freiheitsdrang der Niederländer zu dämpfen, so muß man erwidern, daß auch Egmont keine andere Sprache führt: »Ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich und fleißig nährt, hat überall so viel Freiheit, als er braucht.« (16)

Das ist im Mund eines Freiheitshelden, wie Egmont einer sein soll, ein nüchternes Wort und nicht geeignet, die Bürger auf Barrikaden zu führen. Doch Egmont ist gar kein Freiheitsheld. Er stirbt zwar vollkommen gefaßt im Namen des niederländischen Volkes, ist aber viel zu unpathetisch, auf wunderbare Weise zu sorglos, um als Freiheitskämpfer wie er im Buch steht, figurieren zu können. Zu einem solchen macht ihn erst Beethovens festliche Ouvertüre. Ihre Töne aber, so herrlich sie sind, haben nichts mit Goethes Gestalt, mit Goethes Natur überhaupt zu schaffen, mit der Natur eines Menschen, der sich einmal sogar den Ausspruch erlaubte:

Ich habe die Tage  
Der Freiheit gekannt.  
Ich hab sie die Tage  
Der Leiden genannt. (17)

Die Tage der Leiden, weil es in seiner Natur lag, sich nur von stetiger Bildung, doch nie von einer jähen, gewaltsamen Handlung Gutes zu versprechen. Er dachte dabei wohl an die Französische Revolution und ihre Folgen. Aber auch außerhalb des politischen Lebens war ihm »Freiheit« ein unheimliches Wort. Seit dreißig Jahren besitzen wir eine Äußerung Goethes, die zu dieser Frage ein bedeutsames, wenn auch nicht eindeutiges Zeugnis ablegt. In den ersten Tagen der Freundschaft beschäftigte sich Goethe, Schiller zuliebe, mit der Frage, ob Schönheit als »Freiheit in der Erscheinung« auf-

gefaßt werden könne. Goethe selber wäre nie auf einen solchen Gedanken gekommen. Nun aber läßt er sich darauf ein. Denn »Freiheit« ist ja nicht nur das Fundament von Schillers Lebensführung, sondern auch von Schillers Ästhetik. Zuerst erweist es sich als unerläßlich, Freiheit und Vollkommenheit voneinander zu sondern. Die Frage stellt sich demnach in der kurzen Studie Goethes so: »Inwiefern die Idee: Schönheit sei Vollkommenheit mit Freiheit, auf organische Naturen angewendet werden könne.« (18)

Doch auch mit dieser Einschränkung ist Goethe die Sache noch nicht geheuer. Er dreht und wendet sie hin und her, und erst nach umständlichen Veranstaltungen ist er schließlich zu einem Zugeständnis bereit, dem äußersten, zu dem er sich je, bei prinzipiellen Problemen, Schiller gegenüber bereit erklärte: »Um sich auf diesem Wege den Begriff eines schönen Menschen auszubilden, müssen unzählige Verhältnisse in Betrachtung genommen werden, und es ist freilich ein großer Weg zu machen, bis der hohe Begriff von Freiheit der menschlichen Vollkommenheit, auch im Sinnlichen, die Krone aufsetzen kann.« (19)

»Der hohe Begriff von Freiheit«! Goethe weiß, was er Schiller schuldig ist, nachdem er ihn lange, in früheren Jahren nicht ganz zu Unrecht, als Jakobiner und Sansculotte verdächtigt hat. Das strittige Wort bringt er aber auch jetzt nur mit Anstrengung über die Lippen. Im Grund weiß er mit einer Erklärung des Schönen aus der Freiheit nicht das Geringste anzufangen. Freiheit, wenn sie unbedingt gedacht werden soll, ist unendliche Leere, die reine Möglichkeit des Geistes, aufzubrechen, wohin er will. Schönheit aber ist *bestimmt*, für Goethe bestimmt durch Typus und Metamorphose. Und der Typus ist keine Idee, die allenfalls aus einer Selbsttätigkeit des Geistes erklärt werden könnte. Man weiß aus dem bekannten Gespräch: Goethe ist überzeugt, den Typus der Urpflanze mit Augen zu sehen, dankbar, daß er eines so hohen geistigen Anblicks gewürdigt wird. Er wäre unglücklich, wenn er ihn auf irgendeine Weise nur sich selber zuzuschreiben hätte.

Freiheit? Auch unter die Urworte, die doch eine »Rekapitulation uralter konzentrierter Darstellung des menschlichen Geschickes«

andeuten sollten, hat Goethe das Wort nicht aufgenommen. Dagegen fällt die Wendung »scheinfrei«. Und ebenso distanziert sich diese Summe der menschlichen Existenz von jenem andern Begriff, der im Sinne Schillers zur Freiheit gehört, vom »Willen«.

»So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen« (20), erklärt schon die erste Stanze. Und in der vierten heißt es in noch härterer Sprache: »Aller Wille Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten.« (21)

Das Wort, das Goethe in Otiliens Tagebuch anstelle von »Freiheit« einsetzt, lautet »Rettungsmittel«. Das klingt ernüchternd. Es hat bei weitem nicht die elementare, noch durch die Paradoxie verschärfte Gewalt, mit der sich Schiller das Rätsel der Freundschaft mit Goethe klarzumachen versuchte. Goethe selber spricht gelegentlich von seinem »realistischen Tic, durch den ich meine Existenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde. So werde ich immer gerne incognito reisen, das geringere Kleid vor dem bessern wählen, und, in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekanntem, den unbedeutendern Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen.« (22)

Wir müssen, um ihm Schiller gegenüber gerecht zu werden, seine Sprache also gleichsam mit einem anderen Kleid ausstatten.

»Rettungsmittel«? Darin liegt der tiefere Wunsch, geborgen zu sein, nicht nur dem mit großen Vorzügen Ausgestatteten gegenüber, sondern in der Welt überhaupt. Und nicht nur Otilie dürfte dies wünschen, sondern offenbar Goethe selbst, der so auffällig – geschieht es unbewußt, nur um so auffälliger – Schillers monumentalischen Ausdruck ersetzt. Schiller will frei sein. Goethe – wir wählen da ein etwas milderer Hilfsverb – möchte geborgen sein, geborgen in der Schöne, als die er nach griechischer Weise den Kosmos betrachtet, in seiner unendlichen Weite sowohl wie in der geringsten Kreatur, im Licht, in den Farben, den Tieren, den Pflanzen. Dem allem gibt er sich innig hin, mit jener Liebe, die er selbst in hohem Alter »Weltfrömmigkeit« nannte.

Dem Geist einer solchen Weltfrömmigkeit entspricht es, die Übel der Welt auf eine Störung der gottgewollten Ordnung durch den

Menschen zurückzuführen, und wenn schon durch den Menschen, so durch das, was unter allen Wesen ihm allein gehört, die Freiheit. Den Mißbrauch der Freiheit hat Goethe in jungen Jahren an sich selbst, später in der Geschichte anderer und im großen Weltgeschehen immer wieder als Unmaß erfahren. Im Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters vom Mai 1821 lesen wir:

Unmaß in der Beschränkung hat zuletzt  
Die Herrlichsten dem Übel ausgesetzt,  
Und ohne Zeus und Fatum, spricht mein Mund,  
Ging Agamemnon, ging Achill zugrund. (25)

Der Mensch ist ein beschränktes, in seiner eigenen Natur und in den Grenzen seiner Welt bedingtes Wesen. Wer diese Bedingtheit nicht anerkennen will, gefährdet sich selbst und andere. Wenn die Weltfrömmigkeit nicht eine der mildesten Religionen wäre, hätte Goethe Schillers Art als Ketzerei verdammen müssen. Denn Ketzerei ist, nach dem Vorbild Lucifers, Aufruhr einer untergeordneten gegen die höchste Macht. Das träfe vor allem den jungen Schiller. Die leidenschaftliche Sorge um die Freiheit aber, die auch der reife Dichter – in andern Gestalten – kennt, hieße im Sinne von Goethes Weltfrömmigkeit doch immer noch Ketzerei. Jean Paul, der Außen-seiter, hat dies erfaßt, als er Schiller einmal »Cherubim mit dem Keime des Abfalls« nannte.

Neben diesem Schiller klingt aber vielleicht die Weltfrömmigkeit, wie Goethe sie verstand, zu harmlos. Wenn Schiller indes der Kraft der Selbstbehauptung in fast unmenschlichem Maß bedurfte, war Goethe auf die zwar mildere, doch im Ganzen gesehen nicht leichtere Tugend der Entsagung angewiesen. Wir pflegen sie, da wir uns Goethe als Götterlieblich denken, zu unterschätzen. Er selber wußte sehr wohl, wie teuer auch seine Existenz erkaufte war, obwohl er selten klagte und fast immer auch die ungeheuersten Klagen – wie den »Tasso« oder die »Marienbader Elegie« – versöhnlich enden ließ.

Wir scheinen es heute mit den großen Klassikern nicht leicht zu haben. Die mächtigen Worte, wie sie Schiller liebte, sind uns ver-

dächtig geworden, und Goethes Weltfrömmigkeit erscheint uns mehr denn je als Illusion. Wir können dennoch nicht darauf verzichten, beider zu gedenken. Der Geistesgeschichte ist aufgetragen, gerade nicht nur das zu schätzen, was heute allgemein geschätzt wird, sondern frei zu bleiben für halb mißverstandene oder halb vergessene Möglichkeiten des Menschen und ihr Gedächtnis zu bewahren, im Glauben an eine Renaissance, eine Wiedergeburt in einem Geist, von dem noch niemand wissen kann, ob er sich überhaupt und wie er sich ereignen wird.

#### NACHWEISE

- 1 Johann Wolfgang Goethe: Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche. 28. August 1949. Hrsg. von Ernst Beutler. Zürich 1949ff. Bd. XX, S. 184. – 2 Goethe: a.a.O. – 3 Goethe: a.a.O., S. 184f. – 4 Goethe: a.a.O., S. 200. – 5 Goethe: a.a.O., S. 185. – 6 Goethe: a.a.O. Bd. IX, S. 176. – 7 Goethe: a.a.O., S. 144f. – 8 Goethe: a.a.O., S. 161. – 9 Schillers Werke. Nationalausgabe. Begründet von Julius Petersen. Hrsg. von Lieselotte Blumenthal und Benno von Wiese. Weimar 1945ff. Bd. XX, S. 277. – 10 Schiller: a.a.O. Bd. XXVIII, S. 168. – 11 Schiller: a.a.O. Bd. XX, S. 498. – 12 Schiller: a.a.O. Bd. I, S. 409. – 13 Goethe: a.a.O. Bd. IV, S. 593. – 14 Goethe: a.a.O. Bd. VI, S. 469. – 15 Goethe: a.a.O., S. 74. – 16 Goethe: a.a.O., S. 36. – 17 Goethe a.a.O. Bd. II, S. 186. – 18 Siehe Emil Staiger: Goethe. 5 Bde. Zürich 1952–1959. Bd. II, S. 202f. – 19 Siehe ebd., S. 202f. – 20 Goethe: a.a.O. Bd. I, S. 525. – 21 Goethe: a.a.O. – 22 Goethe: a.a.O. Bd. XX, S. 208. – 23 Goethe a.a.O. Bd. XXIII, S. 645.

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN  
AN NEUE MITGLIEDER



Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler an

FELIX GILBERT, WOLFGANG CLEMEN,  
EMIL SCHUMACHER und HANS GEORG ZACHAU

bei der Öffentlichen Sitzung in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn am 8. Juni 1982.

Herr SCHIEDER sprach folgende Laudatio auf Herrn GILBERT

Lieber Herr Gilbert!

Daß ich Sie als neues Mitglied des Ordens Pour le mérite begrüßen darf, freut mich in einem besonderen Maße. Das Kapitel hat Sie als Historiker gewählt in der Nachfolge von François Louis Ganshof. Ich darf die prägenden Kräfte nennen, die für Sie entscheidend in Ihrem Leben gewesen sind. Sie sind zwar nicht in Berlin geboren, aber das Berlin vor allem der zwanziger Jahre hat Sie in hohem Maße geistig geprägt. Sie sind auf der anderen Seite der Urenkel von Felix Mendelssohn-Bartholdy, einem der ersten Träger des Ordens Pour le mérite, von dem Sie auch den Vornamen gerbt haben. Ich glaube, die Zugehörigkeit zu einer Familie, die für das deutsche Geistesleben so außerordentlich viel bedeutet hat, gehört zu den Kräften, die für Ihr Leben entscheidend waren. Sie sind schließlich bei Ihrem Studium Schüler von Friedrich Meinecke geworden. Meineckes oft fast schon zu einem Mythos gewordene Schule und alles, was sie für die Geschichtswissenschaft geleistet hat, ist der deutschen Historie so gut wie ganz verlorengegangen durch die erwun-

gene Emigration. Auch Ihr Weg in Deutschland wurde jäh abgebrochen, und Sie haben in den Vereinigten Staaten zuletzt am *Institute for Advanced Study* in Princeton eine Heimstatt gefunden. Was nicht abgebrochen ist, ist Ihr fortdauerndes Interesse für eine bestimmte Epoche der Historie, für das italienische Rinascimento, namentlich in Florenz, für die Welt der hier beginnenden Moderne, wie sie zuerst von Jacob Burckhardt beschrieben wurde. Sie sind ihr bis zum heutigen Tage treu geblieben und haben viele bedeutende Bücher und Aufsätze darüber geschrieben, ohne aber andere Gebiete in Ihren geschichtswissenschaftlichen Studien jemals ganz zu vernachlässigen. Ihr inneres Interesse am politischen Geschehen unserer Zeit macht Sie zu einem beredten Interpreten der historischen Wurzeln unseres Jahrhunderts mit seinen Leistungen, seinen Schrecken und seiner ungewissen Zukunft. Wir danken Ihnen dafür, indem wir Sie zu einem der Unsrigen machen in der Hoffnung, daß Sie das Band zwischen Ihnen und uns als eine Erneuerung einer früher abgerissenen Verbindung auffassen.

Durch lange Jahre haben Sie durchaus unauffällig, aber jedem Wissenden bekannt, in Princeton dafür gewirkt, deutschen Historikern Gelegenheit zu Begegnungen mit amerikanischen Gelehrten zu geben. Dies ist ein unvergessenes Verdienst von Ihnen, für das wir unsere dankbare Gesinnung bezeugen wollen. Wir heißen Sie herzlich willkommen.

Herr GILBERT dankte mit folgenden Worten:

Für Ihre Begrüßungsworte möchte ich Ihnen, lieber Herr Schieder, von ganzem Herzen danken. Ich weiß, daß es eine große Ehre ist, Mitglied des Ordens *Pour le mérite* zu sein, und ich fühle mich dem Ordenskapitel zutiefst verpflichtet. Aber die Wahl in den Orden hat für mich auch ein sehr persönliches, emotionales Element. Sie bedeutet, wie Sie sagten, Bestätigung der Wiederherstellung von Verbindungen, die abgebrochen waren, mit dem Lande, in dem ich geboren war und zu dem deshalb eine besondere Beziehung bestehen bleibt, auch wenn man eine neue Heimat gewonnen hat und in

ihr glücklich ist, mit Familien-Tradition, mit dem historischen Denken, das ich in meinen Studienjahren erwarb.

Es ist wohl verständlich, und daher wohl auch verzeihlich, wenn ich beim Durchlesen der Liste früherer Mitglieder des Ordens den Historikern besondere Aufmerksamkeit schenkte. Aber ich muß gestehen, daß das Ergebnis dieser Durchprüfung mich zutiefst erschreckte: dies war eine Liste von »Sternen der höchsten Höhe«. Unwillkürlich drängte sich mir die Frage auf: Wie kommst Du in diese Gesellschaft?

Aber nach einigem Überlegen fand ich in dieser Liste auch etwas Ermutigendes. In allen historischen Arbeiten erscheint – direkt oder indirekt – dasselbe Problem: hinter dem Neuen das Beständige zu erkennen, das Verhältnis des sich Wandelnden zum Bleibenden zu bestimmen, – in Kürze: das Problem der Kontinuität. Dieses Problem ist in unserer Zeit unendlich viel komplizierter und schwieriger geworden als es im vorigen Jahrhundert war, aber es ist auch wichtiger und dringender geworden. Was Historiker früherer Jahre schaffen zu können glaubten – nämlich in reichen, sich über Jahrhunderte ausdehnenden Bänden dieses Problem zu lösen, – das vermögen in unserer verwirrenden und verwirrten Zeit moderne Historiker nicht länger; nur ganz vorsichtig und versuchsweise – in Einzeluntersuchungen und schüchternen Verallgemeinerungen – wagen wir dieses Problem anzurühren. Aber die Schwierigkeit und Größe dieses Problems in unserer Zeit ist nicht nur Entschuldigung für unsere Unzulänglichkeiten, es ist vielleicht auch ein kleines Verdienst, daß wir allen Schwierigkeiten zum Trotz, an der Lösung dieses Problems fortzuarbeiten versuchen.

Herr GADAMER sprach folgende Laudatio auf Herrn CLEMEN:

Verehrter Herr Clemen,

es ist mir die Ehre zuteil geworden, die Begrüßungsworte im Namen des Ordens zu Ihrem Eintritt in unsere Gemeinschaft zu sprechen.

Ich tue es mit der Freude, mit der man jemanden begrüßt, der an uns allen gemeinsamen Aufgaben seit langem beharrlich tätig ist und der insofern schon lange zu uns gehört. Ich tue es aber auch im besonderen in dem Falle, in dem ein Vertreter der englischen Philologie nunmehr zum ersten Male in der Geschichte unseres Jahrhunderts dem Orden angehört. Eine in gewissem Sinne, man möchte es meinen, epochale Tatsache. Die großen Vorgänger, denen Sie jetzt zur Seite treten und von denen ich selber noch mit einigen so gut Freund gewesen bin wie mit Ernst Robert Curtius, Hugo Friedrich und Fritz Schalk, waren Vertreter der romanischen Philologie. Wir alle wissen, wie sehr die Vielfalt der Sprachen und Literaturen, die unter dem Begriff der Romania zusammengefaßt sind, die reichste und vielgestaltigste Schule des philologischen und literarischen Denkens ist, das wir alle von der klassischen Philologie gelernt haben.

Ihr besonderes Verdienst schien uns, und ich glaube, wir haben darin richtig gesehen, daß Sie sich mit voller Entschlossenheit der Kunst der Sprache zugewandt haben. Dem also, was Sprache als Kunst vermag, was sie insbesondere in der dramatischen Kunst Shakespeares und in den gleichzeitigen zeitgenössischen und in den späteren Formen der lyrischen Poesie zu leisten vermag. Damit stehen Sie, wie Sie durch alle Ihre Arbeiten beweisen, in jener Kontinuität unserer Kultur, von der gerade jetzt eben wieder die Rede war. Es ist im Grunde gar nicht wahr, daß es eine englische Philologie oder eine romanische Philologie gibt. Es gibt eigentlich nur eine Philologie, nur ein und dieselbe ›Kunst des langsamen Lesens‹, und es gibt nur eine Tradition, zu der alle diese Facetten unseres geschichtlichen Bewußtseins zusammentreten.

So begrüße ich in Ihnen nicht nur den international anerkannten Shakespeareforscher und Anglisten, sondern ich begrüße in Ihnen einen von uns, die wir uns alle bemühen, das Erbe unserer abendländischen Zivilisation in den Stürmen der Zeit zu wahren.

Herr CLEMEN dankte mit folgenden Worten:

Verehrter Herr Gadamer,

Sie haben mir so freundliche und so ermutigende Worte gesagt. Ich darf sie dankbar annehmen für das, was ich gewollt habe, weiß aber sehr wohl, daß das, was ich tatsächlich geleistet habe, dahinter zurückbleibt. Was mich in diesem Augenblick jedoch am meisten bewegt, ist meine Rückkehr in diese Universität meiner Heimatstadt, an der mein Vater Paul Clemen und mein Onkel Carl Clemen viele Jahre gewirkt haben. Hier saß ich in den dreißiger Jahren zu Füßen von Ernst Robert Curtius, und durch ihn lernte ich damals auch Fritz Schalk kennen, dessen Nachfolger im Orden ich nun geworden bin. Und noch früher, vor 55 Jahren, als ich Gymnasiast war, begegnete ich hier dem verehrten Senior meines Faches, Walter Schirmer; was meine erste Berührung mit der Anglistik war. Ihnen allen gilt meine dankbare Erinnerung.

Daß mein Lebensweg mich nun nach einem halben Jahrhundert wieder hierher zurückgeführt hat, trotz Krieg, Verwundung und Kriegsgefangenschaft, erscheint mir als ein wirkliches Wunder und dafür muß ich vor allem dankbar sein.

Wer mit Literatur umgeht, macht immer wieder zwei Erfahrungen. Die eine ist, daß Literatur und Dichtung wie auch große Kunst als ein Unwandelbares dasteht in einer sich ständig verändernden Welt und uns auf diese Weise an das erinnert, was bleibt. Die andere ist, daß in dem Augenblick, in dem wir uns mit der Literatur der Vergangenheit beschäftigen, diese zur Gegenwart wird, zu einer sehr persönlichen Gegenwart, die uns immer wieder etwas Neues zutragen kann. Zu solchen Begegnungen auch anderen zu verhelfen, also im Unterricht Literatur den Jüngeren zu vermitteln, habe ich immer mehr als meine Hauptaufgabe angesehen. Und wenn ein Sinn unseres Lebens darin liegt, unseren Mitmenschen einen Dienst zu erweisen, so kann man vielleicht auch als akademischer Lehrer einen kleinen Beitrag dazu leisten. Ich freue mich, daß ich nun in einen Kreis von Menschen aufgenommen werde, die dies in vorbildlicher Weise schon geleistet haben.

Herr REIDEMEISTER sprach folgende Laudatio auf Herrn SCHUMACHER:

Lieber und verehrter Herr Schumacher,

als Mitglied des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste sind Sie zur Zeit einziger Repräsentant der deutschen Malerei, da wir Hans Hartung als Franzosen zu betrachten haben.

Sie werden diese Last mit Kraft und Gelassenheit tragen. Einzelgänger zu sein ist Ihnen nicht fremd, im Gegenteil, es gehört im besonderen Maß zu Ihrem Wesen. Von Anbeginn. Als Sohn eines Handwerkers im westfälischen Hagen waren Sie mit der Berufswahl des Malers schon an sich in die Isolierung getrieben. Sie haben in der Jugend nie das Glück und die Förderung durch die Gemeinschaft erfahren, wie z. B. die Künstler der »Brücke«, die Ihre Vorgänger im Orden waren.

Wo hätten sie auch in den dreißiger Jahren diese Gemeinschaft finden können! So begannen Ihre Entfaltungsmöglichkeiten erst nach 1945 auf den Trümmern einer zerstörten Welt. Sie haben sich damals als Künstler mit anderen Altersgenossen von der gegenständlichen Welt abgewandt und haben sie doch nie ganz verlassen, denn die Wurzeln Ihres Schaffens ruhen tief in der Erde, dieser geschundenen, zerfurchten Erde, die nur schwer durch die ihr auferlegten Verkrustungen in Ihren Bildern zu einem tief leuchtenden, aber umso intensiveren Blühen kommt. Mit modischen Stilbegriffen wie Informel, Tachismus oder monochromer Malerei wird man Ihren vielschichtigen Wachstumsbildern mit ihrer Tastbarkeit nicht gerecht. Sie haben nichts mit einer ästhetisierenden Flächenkunst zu tun. Man tut überhaupt gut daran, Ihre Kunst nicht in Stilkästchen einzusperren. Sie würden sie mit Ihrer eruptiven Kraft nur sprengen.

Die in unserer schnellebigen Zeit hastig wechselnden Stilmoden haben Sie nie mitgemacht. Um so erstaunlicher ist es, daß sich Ihre Kunst immer wieder aus eigener Kraft überzeugend erneuert. Ich habe gerade erst kürzlich in einer Ausstellung Ihrer jüngsten Werke

diese beglückende Erfahrung gemacht, und ich weiß, daß dies gerade für den Künstler selbst der beste Lohn für sein Bemühen ist, die Gewißheit, daß die schöpferischen Kräfte weiter wirksam sind. Das Ordenskapitel rechnet es sich zur Ehre an, Sie als Mitglied willkommen heißen zu können.

Herr SCHUMACHER erwiderte folgendes:

Verehrter Herr Reidemeister,  
verehrte Mitglieder des Ordens!

Ich bin glücklich, in Ihren Orden aufgenommen worden zu sein. Lassen Sie mich anschließend sagen: Bilde Künstler, rede nicht.

Herr EIGEN sprach die Laudatio auf Herrn ZACHAU

Lieber Hans Zachau,

Für uns, die Mitglieder des Ordens, ist es Ehre, für mich persönlich ganz besondere Freude, den Freund und Kollegen in unserem Kreise willkommen zu heißen. Nicht nur, daß es uns mit dieser Wahl gelungen ist, das Durchschnittsalter der Ordensmitglieder erheblich abzusenken – Du wirst als jüngstes Mitglied in diesen Orden einziehen – sondern auch die Tatsache, daß wir in Deiner Person wieder einen hervorragenden deutschen Biochemiker unter uns haben, erfüllt uns mit besonderer Genugtuung.

Die Wurzeln der Biochemie liegen in unserem Lande. Ich brauche nur die Namen: Otto Meyerhof, Otto Warburg, Adolf Windaus, Richard Kuhn, Carl Neuberg, Hans Krebs, Fritz Lipmann, Adolf Butenandt, David Nachmansohn, Feodor Lynen zu nennen. Die meisten von ihnen sind oder waren Mitglieder dieses Ordens. Zwei von ihnen, Hans Krebs und Feodor Lynen, haben wir erst in letzter Zeit durch den Tod verloren. Du wirst also ein großes Erbe antreten, und Du wirst es neu beleben. Denn aus dem weitverzweigten Baum der

klassischen Biochemie ist ein Reis hervorgegangen, das sich in den letzten Jahren zu einem kräftigen Baum entwickelt hat: die Molekularbiologie. Sie ist zu einem Begriff geworden und dürfte für die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts von ähnlicher Bedeutung sein, wie es die Atomphysik für die erste Jahrhunderthälfte war. An beide knüpfen sich Erwartungen, Hoffnungen und auch Sorgen.

Leben, gewiß ein Zustand der Materie und damit Forschungsgegenstand des Chemikers und des Physikers. Vom Zufall ersonnen, durch Selektion gezähmt und durch die Lawine der Reproduktion über unseren Planeten verbreitet, ist Leben ein Zustand so besonderer Art, daß uns seine Vielgestaltigkeit und Komplexität immer wieder mit fassungslosem Staunen erfüllt – ein Zustand scheinbar so außerhalb des Rahmens aller physikalischen Gesetze, daß man ihn für Jahrhunderte unter die Herrschaft einer mystischen Kraft, der *vis vitalis*, stellte.

Mit dieser Mystik hat die Molekularbiologie aufgeräumt. Wir wissen heute, daß Materie nicht nur Ausdrucksform und Vermittler von Energie ist, sondern daß bestimmte Formen der Materie auch die Fähigkeit besitzen, Speicher einer zweiten, fundamentalen, der Energie ebenbürtigen, Eigenschaft zu sein, nämlich der Information. Information erzeugen, erhalten und vermehren, damit Strukturen aufbauen, deren Selbstzweck nicht mehr materielle Stabilität, sondern funktionelle Effizienz ist, das ist die materielle Grundlage des Lebens. Der Physik und Chemie entsprossen, pflanzt es sich nach eigenen Gesetzen fort, baut immer komplexere Strukturen auf, paßt sich an und integriert und kombiniert neue Eigenschaften, entdeckt dabei die Liebe, beginnt zu reflektieren und schließlich sich selbst zu begreifen und erhebt sich damit über seinen materiellen Ursprung hinaus.

Doch ich gerate ins Schwärmen. In Deinen Arbeiten hast Du Dich sehr viel nüchterner mit dem Problem »Leben« auseinandergesetzt. Diplomarbeit und Dissertation, die in den Jahren 1952 bis 1955 angefertigt wurden, sind noch sehr eng der präparativen organischen Chemie verhaftet. Ziel war die Aufklärung des chemischen Wirkungsmechanismus der Sexuallockstoffe der Schmetterlinge, Bute-

nannds Steckenpferd in jenen Jahren. Gestern erzählte mir Herr Butenandt von Deiner Bekehrung zur Chemie in jener Zeit, die Du – wie alles was Du anfängst – sehr gründlich vollzogst. Als Du Deine Dissertation abgeschlossen hattest, schlug Herr Butenandt Dir vor, schnell eine Habilitation in der Medizin – Deinem ursprünglichen Studienfach – anzuschließen. Doch Du warst längst zum Chemiker geworden und konntest daher einen solchen Weg des kleinsten Zwanges nicht mit Deinen Grundsätzen vereinbaren.

Deine Wanderjahre führten Dich in die USA zum *Massachusetts Institute for Technology* sowie zur *Rockefeller University*, wo die Begegnung mit Fritz Lipmann schicksalhaft wurde. Hier bist Du mit den Problemen der genetischen Informationsspeicherung konfrontiert worden. Information erhält nur dann Sinn, wenn man sie »lesen« kann. Das aber war bei den Genen noch niemandem gelungen. Dazu müssen die Erbmoleküle Schritt um Schritt abgebaut und die chemische Natur ihrer Bausteine sequenzgetreu analysiert werden. Das war bei einer anderen Molekülklasse, den Proteinen – Übersetzungsprodukte der genetischen Information – schon gelungen, aber eben noch nicht bei den »Erbmolekülen« selbst.

Du wußtest schon damals, wie bedeutungsvoll dieses Problem im Rahmen der Molekularbiologie war, und so stand das Ziel klar vor Deinen Augen. Nach Deiner Rückkehr aus den USA machtest Du Dich gleich ans Werk. Obwohl Du Dir – in richtiger Einschätzung der Schwierigkeit dieser Aufgabe – eines der kleinsten Nucleinsäuremoleküle, eine sogenannte Transfer-RNS, ausgesucht hattest, bedurfte es sechs Jahre harter Arbeit. Vielleicht war Dir damals nicht so bewußt, daß Du Konkurrenz in den USA hattest. Robert W. Holley von der *Cornell University* hatte sich auch an die Sequenzanalyse einer Transfer-Nucleinsäure, wenngleich eines anderen Moleküls, gemacht. Du fandest bald heraus, daß die Substanz, die Du schließlich isoliert hattest, zwei RNS Moleküle enthielt, und es spricht wieder für Deine wissenschaftliche Sorgfalt, daß Du sofort beide Sequenzen parallel analysiertest. Das eröffnete die Möglichkeit zu einem Vergleich und damit zu tieferer Einsicht. Diesem Umstand ist es wohl zuzuschreiben, daß Deine beiden Sequenzen erst ein Jahr

nach Holleys Sequenz entschlüsselt wurden. Das brachte Holley den Nobelpreis ein, doch Dir nicht weniger Hochachtung aller Molekularbiologen – und ehrenvolle Berufungen.

In der Folgezeit beschäftigte Dich der Mechanismus der Verarbeitung der Information, die durch diese Transfer-Nucleinsäuren vermittelt wird. Die Methode der Sequenzanalyse erlebte sehr bald eine Blüte. Heute denken wir daran, eine neue Art von Bibliotheken einzurichten, in denen die genetische Information aller Lebewesen niedergelegt ist. Wenn wir bedenken, daß ein kleiner Mikroorganismus, etwa ein Colibakterium, schon die Information eines circa 1000 Seiten starken Buches enthält, oder das menschliche Genom die Information von 3000 bis 6000 solcher Bände einschließt, dann sehen wir, welch riesige Zukunftsaufgabe vor uns liegt und welch Neuland Du mit Deiner ersten Arbeit erschlossen hast.

In den letzten Jahren hast Du Dich wieder der Informationsanalyse, und zwar nunmehr direkt den Genen höherer Lebewesen, zugewandt. Du versuchst, das Immunsystem zu ergründen, dieses flexible System, mit dem höhere Lebewesen auf eine Infektion reagieren können. Auch das ist eine Riesenaufgabe, denn die Information für eine bestimmte Funktion ist bei den höheren Lebewesen über größere Sequenzabschnitte des Erbmoleküls verteilt, und wir verstehen noch nicht recht die Mechanismen dieser Ablesung. Bei diesen Untersuchungen kommen modernste genetische Technologien zum Einsatz. Wiederum betrittst Du Neuland. Der Acker, der zu bestellen ist, hat eine unermeßliche Weite.

Für jemanden, der die Arbeit zu seinem Hobby macht, bleibt wenig Zeit für anderes. Vielleicht ist es typisch, daß Dein wichtigstes Hobby wiederum das Lesen ist. Doch jetzt meine ich nicht das Lesen von Genen, zu Hause vergräbst Du Dich in Deine Bücher. Auch gehst Du mit Deiner Frau viel ins Theater. Uns beide verbindet das Interesse am molekularen Detail des Lebens. Unserem jährlichen Winterseminar, in dem wir diese Probleme diskutieren, bist Du seit 15 Jahren treu. »Formeln im Schnee« – so wurde unser Seminar einmal in der Stuttgarter Zeitung teffend beschrieben. Ich erinnere mich auch, daß wir beide einmal bäuchlings den Steilhang der Lag-

alb hinunter »gesegelt« sind. Du hast eine Narbe, ich nur den Schrecken davongetragen.

Wir freuen uns, Dich in unseren Kreis aufnehmen zu können. Wir wünschen Dir für Deine weitere Arbeit viel Erfolg. Bitte, nimm nun die Insignien des Ordens vom Kanzler entgegen.

Herr ZACHAU dankte mit folgenden Worten:

Herr Ordenskanzler,  
Herr Bundespräsident,  
meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich danke für die hohe Ehrung, die mir mit der Aufnahme in den Kreis der Mitglieder des Ordens Pour le mérite zuteil geworden ist. Und ich danke Manfred Eigen für sein großzügiges Lob und seine sehr persönlichen Worte der Begrüßung.

Das Empfangen der Auszeichnung gibt mir die Gelegenheit, meinen verehrten Lehrern ein Wort des Danks zu sagen. Ich komme allmählich in das Alter, in dem man erkennt, wie sehr man durch seine Lehrer geprägt wurde. Für mich waren es die Herren Adolf Butenandt in Doktoranden- und ersten Assistentenjahren, Fritz Lipmann in einem für meine spätere Arbeit entscheidenden Jahr in New York und Max Delbrück in der ersten Zeit der wissenschaftlichen Selbständigkeit. Sie haben mich in eine Wissenschaft eingeführt, an deren Fundamenten sie selbst mit gebaut haben, in die Molekularbiologie. Dieses Gebiet, das zwischen Biochemie und Genetik angesiedelt ist, wurde in den letzten dreißig Jahren zu einer wichtigen Grundlage unseres Weltverständnisses; heute erleben wir seine Umsetzung zu praktischer Bedeutung, die Entwicklung einer neuen Technologie.

Ich bin dankbar, das Ordenszeichen zu empfangen, das vor mir Wolfgang Gentner getragen hat. In zehnjähriger gemeinsamer Arbeit in dem von ihm aufgebauten und geleiteten *Minerva Komitee* hatte ich ihn hoch zu schätzen gelernt.

Unser aller Leben ist vom Zwang zur Spezialisierung bestimmt. Seit

Schüler- und Studententagen habe ich jedoch versucht, – wie andere auch – über die Grenzen der eigenen Wissenschaft hinauszusehen und ein wenig am Leben der anderen Naturwissenschaften, der Geisteswissenschaften und der Künste teilzuhaben. So kam ich mit den Werken mancher früherer und heutiger Ordensmitglieder in Berührung.

Nachdem ich bereits an einer Ordenstagung teilgenommen habe, kann ich sagen, daß es für mich sehr viel bedeutet, jetzt nicht nur mit den Werken, sondern mit den Menschen, die diese Werke geschaffen haben, in Kontakt zu sein. Nachdem Sie, sehr verehrte Mitglieder des Ordenskapitels, mich in Ihren Kreis gewählt haben, steht es mir – bei allen eigenen Zweifeln – wohl nicht an zu fragen, ob ich Ihrer Wahl würdig bin und in Ihren Kreis gehöre. Ich kann nur sagen, ich freue mich über die Wahl, und ich werde versuchen, mich Ihres Vertrauens würdig zu erweisen. Herzlichen Dank.

## ANHANG



Aus der Chronik des Ordens  
1982

1. Zuwahlen

2. Berichte über die

Ordenstagung in Bonn  
Zwischentagung in Goslar

3. Bildteil

Neujahrsempfang beim Bundespräsidenten

Ordenstagung in Bonn

Ordenstagung in Bonn

Ordenstagung in Bonn

Übergabe des Ordenszeichens an Felix Gilbert

Übergabe des Ordenszeichens an Wolfgang Clemen

Übergabe des Ordenszeichens an Emil Schumacher

Übergabe des Ordenszeichens an Hans Georg Zachau

## ZUWAHLEN

Am 8. Juni 1982 in Bonn

Ausländische Mitglieder

Prof. Dr. HENDRIK B. G. CASIMIR (Physiker)

Prof. Dr. SIR BERNARD KATZ (Physiologe)

Prof. Dr. ERNST KITZINGER (Kunsthistoriker)

## TAGUNGSBERICHTE

### *Die offizielle Ordenstagung in Bonn*

Unter dem Vorsitz des Ordenskanzlers Heinz MAIER-LEIBNITZ kamen die in- und ausländischen Ordensmitglieder am 7. Juni 1982 zu einer Vorbesprechung der Kapitelsitzung im Haus der Evangelischen Kirche zusammen. An der Kapitelsitzung am 8. Juni vormittags nahmen nur die inländischen Mitglieder teil.

An den Sitzungen nahmen teil:

Kurt BITTEL  
Adolf BUTENANDT  
Wolfgang CLEMEN  
Helmut COING  
Manfred EIGEN  
Theodor ESCHENBURG  
Hans-Georg GADAMER  
Felix GILBERT  
Sir Ernst GOMBRICH  
Friedrich August VON HAYEK  
Rudolf HILLENBRECHT  
George KENNAN  
Golo MANN  
Kurt MOTHESS  
Gerd MEYER-SCHWICKERATH  
Wolfgang PAUL  
Karl RAHNER  
Werner REICHARDT  
Leopold REIDEMEISTER  
Walter ROSSOW

Theodor SCHIEDER  
Emil SCHUMACHER  
Emil STAIGER  
Sir Ronald SYME  
Carl Friedrich FRHR. VON WEIZSÄCKER  
Franz WIEACKER  
Maria WIMMER  
Hans Georg ZACHAU

sowie Ministerialrat KÖNIG als Protokollführer.

Der Ordenskanzler begrüßte die Teilnehmer und überreichte dem zum ersten Mal bei einer Sitzung anwesenden neuen Mitglied Emil SCHUMACHER die Urkunde über die Mitgliedschaft im Orden. Es wurde eingehend über die anstehenden Zuwahlen und über andere den Orden betreffende Angelegenheiten gesprochen.

Am Abend des 7. Juni hatten der Rektor und der Senat der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität die Ordensmitglieder und die Damen zu einem Empfang in den Festsaal der Universität eingeladen. In den Ansprachen würdigten Magnifizenz Professor BESCH und der Ordenskanzler die traditionellen Beziehungen zwischen der Universität Bonn und dem Orden. Am 8. Juni waren die Ordensmitglieder mittags Gäste des Herrn Bundespräsidenten im Hotel Königshof. Die Einzelheiten der Öffentlichen Sitzung ergeben sich aus dem vorhergehenden Teil dieses Bandes. Mit einem Abendessen, zu dem der Bundesminister des Innern eingeladen hatte, fand die Ordensstagung ihren Abschluß.

Bundespräsident Professor Dr. Karl CARSTENS hielt beim Mittagessen folgende Tischrede:

Herr Ordenskanzler, meine Damen und Herren!

Wenn ich Sie heute in herzlicher Verbundenheit begrüße, genüge ich damit nicht nur meiner Pflicht als Protektor des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste. Ich erfülle damit, wie übri-

gens meine Vorgänger auch, unmittelbar ein Vermächtnis von Theodor Heuss, dem ersten Bundespräsidenten.

In der vergangenen Woche jährte sich zum 30. Mal der Tag, an dem der Orden, den die Nationalsozialisten zum Aussterben verurteilt hatten, durch die Nachwahl von 15 Mitgliedern zu neuem Leben erwachte.

Wir wissen, daß der erste Bundespräsident auf die Wiederbelebung der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite weit mehr als nur formalen Einfluß ausübte. Theodor Heuss, der Traditionen mißtraute, wenn es sich dabei nur um Äußerlichkeiten handelte, der aber zur Begründung einer geistigen Tradition der Bundesrepublik Deutschland Entscheidendes beigetragen hat, nahm sich der Neugründung dieses Ordens mit liebevoller Hartnäckigkeit an. Er hat damit bewußt an das Wertvolle und Echte in der wissenschaftlichen und künstlerischen Tradition des deutschen Volkes angeknüpft.

Sie, sehr verehrter Herr Professor Schieder, nannten den ersten Bundespräsidenten den wichtigsten Geburtshelfer bei der Wiedergeburt des Ordens und stellten ihn für die Ordensgeschichte in eine Reihe mit Alexander von Humboldt, Friedrich Wilhelm IV. und Adolf von Harnack. Für unseren Staat und damit für Deutschland wirkte Heuss als Bewahrer und Erneuerer einer Institution, die ein gesamtdeutsches, ja ein übernationales Selbstverständnis besaß und die heimatlos geworden war.

Mit großem Ernst gingen die damaligen Mitglieder im Jahre 1952 an die Erneuerung des Ordens. Die Nachwahlen insbesondere der ersten Jahre sind mehr als nur die Würdigung eines hohen geistigen Schaffens der neuberufenen Ordensmitglieder. Sie waren auch Akt der Wiedergutmachung und der Versöhnung durch eine Institution, die selbst gelitten hatte.

Die Mitgliedertafeln dieser Jahre, die Wahl von Ordensträgern wie Emil Nolde und Gerhard Marcks, Reinhold Schneider und Thomas Mann, Otto Warburg und Otto Hahn, Paul Hindemith und Oskar Kokoschka, Theodor Litt und Alfred Weber, sind in augenfälliger Weise jener »zeitgenössische Kommentar zur deutschen Geistesge-

schichte«, als den Theodor Heuss die Tabelle der Ordensmitglieder insgesamt ansah.

Nach dem schwierigen Neubeginn präsentiert sich der Orden heute wieder als Vereinigung von Gelehrten und Künstlern, die ihren Rang in die Verantwortung der Beteiligten selbst legt, die wissenschaftliche und künstlerische Kontinuität und Tradition im rechtverstandenen Sinne wahrt, für die Kunst und Wissenschaft der ganzen Welt unteilbar zusammengehören.

Axel von Harnack hat 1947 das Verhältnis zwischen Max Planck und seinem Vater, beide zu ihrer Zeit Kanzler des Ordens, in einer Weise beschrieben, die mir auch den Orden zu kennzeichnen scheint: »Es gibt keine Grenzen der Wissenschaft. Vielmehr hat die Wissenschaft nur *eine* Welt und *eine* Atmosphäre. In ihr stehen sich die großen Männer nahe, auch wenn ihr äußeres Wirken sie in verschiedene Bezirke weist.« Das gleiche kann man von der Kunst sagen.

Diese Welt und diese Atmosphäre habe ich bei meinen Zusammenreffen mit dem Orden und seinen Mitgliedern spüren und erleben dürfen. Dafür sage ich Ihnen Dank.

Meine Damen und Herren! Es erfüllt mich mit besonderer Freude, daß der Festvortrag dieses Nachmittags einem Schiller-Wort in Goethes Fassung gewidmet ist. Goethes Leben und Werk ist in diesem Jahr, in dem wir die 150. Wiederkehr seines Todestages begehen, vielfältig gewürdigt worden.

Wir haben Recht getan, uns an diesen großen Deutschen zu erinnern, vielleicht auch zu erreichen, daß sein Denken und seine Werte wieder stärker Allgemeingut werden. Aber wir dürfen darüber Schiller nicht vergessen, der an seiner Seite ruht.

Wie kann die jetzt nachwachsende Generation Schiller kennenlernen, wenn auf den Spielplänen unserer Bühnen die späten klassischen Dramen dieses Dichters nur so selten erscheinen? In den vergangenen sieben Jahren galten von den etwa siebeneinhalbtausend Inszenierungen der Theater der Bundesrepublik Deutschland, Österreichs und der Schweiz nur vier dem »Wallenstein«, fünf der »Jungfrau von Orleans«. »Die Braut von Messina« wurde seit 1968 auf keiner deutschsprachigen Bühne in Szene gesetzt.

Viele, darunter auch ich, warten darauf, daß sich das Theater wieder Dramen wie diesen zuwendet. Gerade in ihnen liegen für unsere Zeit neu zu entdeckende und die eigene Situation erhellende Schätze.

Rudolf Alexander Schröder hat 1955 einen Vortrag auf der öffentlichen Sitzung des Ordenskapitels mit den Worten geschlossen: »Schiller kann und sollte einer unserer Führer und Lehrer sein ... Niemand und nichts kann uns diesen Besitz rauben, es wäre denn unser eigener Trotz und unsere eigene Verzagtheit.«

Ich bin Ihnen dankbar, daß auch Sie sich dieser Verzagtheit entgegenstellen; es bleibt zu hoffen, daß die für unsere Bühnen Verantwortlichen Ihnen folgen.

Ich erhebe mein Glas und trinke auf die hohe Tradition des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste, auf seine Zukunft und auf das Wohl aller seiner Mitglieder.

Der Bundesminister des Innern Gerhart Rudolf BAUM hielt beim Abendessen folgende Tischrede:

Herr Ordenskanzler,  
meine sehr verehrten Damen,  
meine Herren!

Wie in jedem Jahr ist es für den Bundesminister des Innern eine große Freude, Sie zur festlichen Jahrestagung des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste begrüßen zu können.

Ich freue mich, daß so viele Mitglieder des Ordens nach Bonn gekommen sind. Der Orden hat sich in diesem Jahr in Bonn, dem Ort seiner Wiederbegründung vor 50 Jahren, zusammengefunden. Er knüpft damit bewußt an seine Nachkriegsgeschichte an. Es mag daher ein Augenblick der Besinnung auf das Geschichtliche erlaubt sein.

Gerade das letzte Jahr – das Jahr der Preußen-Ausstellung – hat uns zweierlei deutlich gemacht: Daß wir es als Deutsche einerseits besonders schwer haben, unsere geschichtliche Identität zu finden,

und daß andererseits offensichtlich doch ein tiefes Bedürfnis danach besteht. Es kann deshalb für die Bundesrepublik nicht hoch genug eingeschätzt werden, daß in der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite ein Stück bester preußischer Tradition fortlebt und sichtbar gemacht werden kann.

Als Friedrich Wilhelm IV. »die Friedensklasse« für die Verdienste um die Wissenschaften und die Kunst in Ergänzung zur Kriegsklasse einrichtete, ging er unter dem Einfluß Alexander von Humboldts davon aus, daß der Staat zu seiner Erneuerung in besonderer Weise der Wissenschaften und der Kunst bedürfe. Die Idee der Reformen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war ja, daß es nur aus einer geistigen Besinnung zu einer Erneuerung des Staatswesens kommen könne. Dieser Gedanke ist letztlich zeitlos.

Ich möchte mir deshalb wünschen, daß die Öffentlichkeit den Orden noch stärker als bedeutende Institution unseres öffentlichen Lebens begreift. Ich werde Sie hierbei, wenn Sie es wünschen, in jeder Weise unterstützen. Ich weiß, daß dieser Gedanke auf Zurückhaltung stößt, die ich verstehe. Dennoch sollte der Orden, so meine ich, von Zeit zu Zeit jedenfalls, stärker in Erscheinung treten. Es ist auch wenig bekannt, wer dem Orden angehört.

Lassen Sie mich auf einen weiteren bemerkenswerten geschichtlichen Anknüpfungspunkt hinweisen. Der Ursprung des Ordenszeichens, das Sie tragen, liegt weiter zurück als der Orden selbst. Es ist ein Glied aus der Kette des Schwarzen Adlerordens, der 1701 gestiftet worden ist. Das Band des Schwarzen Adlerordens trug nicht die schwarz-weißen Farben Preußens oder die rot-weißen Farben Brandenburgs, sondern das Orange der Holländer. Hierin sollte die enge Verbundenheit zu Holland zum Ausdruck kommen. Aber wohl auch die Anerkennung der großen Anregungen und Hilfen, die Preußen von Holland erhalten hatte.

Dies scheint mir ein ganz bemerkenswertes Zeichen besonderer Offenheit und Toleranz gewesen zu sein, das wir uns auch heute gegenwärtig machen müssen. Ich begrüße deshalb die Anwesenheit unserer ausländischen Ordensmitglieder ganz besonders. Ich bin der festen Überzeugung, daß der Dialog mit den Nationen gerade auf

dem Niveau von Wissenschaft, Kultur und Kunst dazu beitragen kann, in einer Zeit sich verschärfender Spannung Wege zur Erhaltung des Friedens zu finden.

Um so mehr freut es mich, daß Herr Professor Kennan kürzlich den Friedenspreis des deutschen Buchhandels erhalten hat. Zu dieser im In- und Ausland hoch angesehenen Auszeichnung möchte ich Ihnen, Herr Professor Kennan, herzlich gratulieren.

### *Zwischentagung*

Zu einer inoffiziellen Tagung hatte der Ordenskanzler die Mitglieder vom 25. bis 28. September 1982 nach Goslar eingeladen.

Es nahmen teil:

Kurt BITTEL  
Adolf BUTENANDT  
Hendrik Brugt CASIMIR  
Wolfgang CLEMEN  
Helmut COING  
Manfred EIGEN  
Theodor ESCHENBURG  
Hans-Georg GADAMER  
Felix GILBERT  
Rolf GUTBROD  
Friedrich August VON HAYEK  
Rudolf HILLEBRECHT  
Sir Bernard KATZ  
George KENNAN  
Ernst KITZINGER  
Stephan KUTTNER  
Heinz MAIER-LEIBNITZ  
Gerd MEYER-SCHWICKERATH

Kurt MOTHES  
Wolfgang PAUL  
Werner REICHARDT  
Leopold REIDEMEISTER  
Walter ROSSOW  
Theodor SCHIEDER  
Sir Ronald SYME  
Bartel Leendert VAN DER WAERDEN  
Victor Friedrich WEISSKOPF  
Carl Friedrich FRHR. VON WEIZSÄCKER  
Franz WIEACKER  
Maria WIMMER  
Hans WIMMER  
Hans Georg ZACHAU

Vom Bundesministerium des Innern:

Ministerialrat Rudolf KÖNIG  
Irmgard SUCHANEK

Vor dem versammelten Kapitel und in Anwesenheit der Damen begrüßte der Ordenskanzler insbesondere die drei neuen Mitglieder Hendrik B. G. CASIMIR, Sir Bernard KATZ sowie Ernst KITZINGER und überreichte ihnen die Urkunde über die Mitgliedschaft im Orden. Neben der Aussprache über Nachwahlen und informelle Angelegenheiten des Ordens stand im Vordergrund der Sitzung die Vorbereitung des für den Vormittag des 27. September vorgesehenen Gesprächs mit dem Herrn Bundespräsidenten zum Thema »Eigene Erfahrungen und Wirkungen von Wissenschaft und Kunst«. Bei dem Gespräch, bei dem auch die Damen anwesend waren, äußerten sich die Ordensmitglieder zu Problemen der Gentechnologie, über persönliche Erfahrungen mit Kunst und Literatur, über Erfahrungen von Historikern bei der kritischen Durchleuchtung von historischer Legendenbildung und über die Notwendigkeit einer neuen Raumordnungskonzeption zur Sicherung der natürlichen Lebens-

grundlagen.\* Bei einem gemeinsamen Mittagessen dankte der Herr Bundespräsident den Ordensmitgliedern für das interessante und anregende Gespräch.

Die Nachmittage waren Besichtigungen der Kaiserpfalz, dem berühmtesten Wohnsitz der Salier- und Hohenstaufenkaiser, und einer Führung durch die Altstadt mit ihrem historischen Stadtbild vorbehalten. Bei einem Empfang im Rathaus dankte der Oberbürgermeister der Stadt Goslar, Herr Dr. Herbert WERNER, dem Orden, daß er sich für Goslar als Tagungsort entschieden hatte und wies auf die historische Bedeutung der Stadt im Mittelalter hin. Über ihren Werdegang als Wissenschaftler und über die Ergebnisse ihrer Forschungen berichteten die Herren CLEMEN, REICHARDT und ZACHAU bei dem abendlichen Zusammensein. Die Ordenstagung endete mit einer Besichtigung der Herzog August Bibliothek und des Lessinghauses in Wolfenbüttel.

\* Die größeren Beiträge werden im folgenden Abschnitt des Anhangs abgedruckt.



EIGENE ERFAHRUNGEN UND WIRKUNGEN  
VON WISSENSCHAFT UND KUNST

Ausführungen von Ordensmitgliedern  
bei dem Gespräch mit dem Herrn Bundespräsidenten  
in Goslar am 27. September 1982,  
wiedergegeben in der Reihen-  
folge der Vortragenden



## HANS GEORG ZACHAU

### *Bemerkungen zum Rahmenthema*

#### *»Eigene Erfahrungen über Wirkungen von Wissenschaft und Kunst«*

Nach einer kurzen Beschreibung gentechnologischer Methoden und einer Darstellung der Möglichkeiten und Grenzen der Gentechnologie wurde ein Aspekt aus diesem Themenkreis genauer besprochen: Die »Wirkung« der Gentechnologie auf die Öffentlichkeit und die Massenmedien.

Die ersten methodischen Entwicklungen auf dem Gebiet, das später Gentechnologie heißen sollte, fanden Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre statt. Sie wurden in den Tageszeitungen in der Rubrik »Aus Wissenschaft und Technik«, d.h. irgendwo im hinteren Teil der Zeitungen, referiert. Das wurde anders in den Jahren 1974/1975, als die Wissenschaftler selbst vor möglichen Gefahren durch genetisch veränderte Mikroorganismen warnten. Man stellte sich z.B. vor, daß Gene für giftige Eiweißstoffe in menschliche Darmbakterien eingeführt werden, und daß diese Bakterien dann eine Epidemie auslösen könnten. Auch Gene für körpereigene Eiweißstoffe wie Insulin könnten, wenn sie unkontrolliert in Darmbakterien ihre Wirkung entfalteten, sehr schädlich sein. Die Problematik wurde von den beteiligten Wissenschaftlern auf einer kleinen internationalen Tagung in Asilomar im Februar 1975 diskutiert. Wir haben auf dieser Tagung ein Moratorium für gentechnologische Versuche beschlossen, das m.W. weltweit eingehalten worden ist. Die Versuche wurden erst wieder aufgenommen, als in den einzelnen Ländern Sicherheitsrichtlinien für gentechnologische Arbeiten verabschiedet und Sicherheitslabors gebaut worden waren.

Bei der Tagung in Asilomar waren mehrere Journalisten anwesend; auch bei den nachfolgenden Diskussionen waren die Wissenschaftler der Öffentlichkeit gegenüber sehr aufgeschlossen. Jeder, der sich über den Stand der Forschung oder den Stand der Richtlinienentwicklung informieren wollte, konnte das durch Zeitung, Rundfunk

und Fernsehen tun, oder er konnte einen der zahlreichen populären Vorträge der Wissenschaftler oder eine Diskussionsveranstaltung besuchen. In Deutschland und in den meisten europäischen Ländern verliefen die Diskussionen in der Öffentlichkeit weitgehend sachlich. Natürlich wurden in einigen Massenmedien Ängste geschürt (»Die Biobombe tickt«); daran war nicht zuletzt eine kleine Zahl amerikanischer Molekularbiologen schuld, die phantastische Horrorszenarios entwarfen. In einigen amerikanischen Universitätsstädten kam es zu Bürgerinitiativen gegen die Gentechnologie.

Ende der 70er Jahre wurden zwei Gruppen von Ergebnissen erarbeitet, aufgrund derer wir heute annehmen können, daß professionell ausgeführte Gentechnologie kein Sicherheitsrisiko darstellt. Einmal wurde gefunden, daß Bakterien, denen ein fremdes Gen eingepflanzt worden ist, unter natürlichen Bedingungen ihren Artgenossen unterlegen sind. Mit anderen Worten, sie vermehren sich langsamer und verschwinden wieder aus der Population. Zum anderen stellte sich heraus, daß die wesentlichen gentechnologischen Prozesse, nämlich das Einführen fremder Gene in Zellen und die Etablierung dieser Gene in den Zellen, auch ohne menschliches Zutun in der Natur stattfinden. Das sind zwar seltene Vorgänge, aber man kann annehmen, daß die Natur bei der gewaltigen Zahl der Organismen und den langen Zeiträumen der Evolution viele oder alle Möglichkeiten der Kombination genetischen Materials durchgespielt hat. Auf alle Fälle dürfte es für die Gentechnologen äußerst schwierig sein, genetisch veränderte Organismen zu produzieren, die außerhalb des Labors, also in der freien Natur, mit den dort existierenden Organismen konkurrieren können. Die Sicherheitsrichtlinien wurden in allen Ländern den neuen Entwicklungen angepaßt. Nur noch Versuche mit genetischem Material aus krankheitserzeugenden oder schädlichen Organismen müssen heute unter den Vorkehrungen der höheren Sicherheitsstufen ausgeführt werden.

Nachdem die Gentechnologie nicht mehr gefährlich zu sein scheint, ist sie aus den vorderen Teilen der Tageszeitungen wieder in die hinteren gewandert. Nur ganz besondere wissenschaftliche Erfolge

oder wirtschaftliche Transaktionen im Zusammenhang mit gentechnologischen Vorhaben erscheinen jetzt noch im Hauptteil.

Von Wissenschaftlern, aber auch von einigen Journalisten wird heute die Frage gestellt, ob man sich die Aufregung Mitte der 70er Jahre hätte sparen können. Ich möchte die Frage verneinen. Die beiden Entwicklungen, die für die Ungefährlichkeit der Gentechnologie sprechen, hätte man zwar vermuten können. Aber ohne eindeutige Versuchsergebnisse haben die Wissenschaftler auch unerfreuliche Möglichkeiten ernstnehmen müssen. Auch die Frage, ob man die Diskussion hat in die Öffentlichkeit tragen müssen, möchte ich bejahen, trotz der für die Wissenschaftler in den USA und in bestimmten europäischen Ländern schwierigen Situation, die sich daraus entwickelte. Nicht nur deswegen, weil in den Anfängen die meiste gentechnologische Forschung aus Steuergeldern finanziert wurde, sondern auch aus vielen allgemeinen Gesichtspunkten heraus hat die Öffentlichkeit ein Recht, über die Entwicklungen informiert zu werden, und hat der Wissenschaftler die Pflicht zu informieren.

## KURT MOTHES

### *Gentechnologie in Botanik und Landwirtschaft*

Herr Zachau hat die grundsätzliche Seite der Gentechnologie und ihre Anwendungsmöglichkeiten in der Medizin und bei der Produktion von tierischen Hormonen (z. B. Insulin) oder anderen sehr kostbaren (weil aus Schlachthäusern nur in geringsten Mengen erhältlichen) Wirkstoffen (wie Interferon) durch leicht kultivierbare Bakterien oder Hefen aufgezeigt.

Im Grunde ganz ähnliche Probleme liegen in der Landwirtschaft vor. Sie betreffen nicht so sehr die Krankheiten, sondern die Ernährung des Menschen. Da die Anzahl der Menschen vorerst ständig zunimmt, ist auch die Steigerung des Ertrages unseres Ackerbaues eine ernste Sorge. Die Versorgung der Kulturpflanzen mit Stickstoff

spielt dabei eine besondere Rolle. Man kann natürlich in großen chemischen Fabriken beliebig viel molekularen gasförmigen Stickstoff der Atmosphäre in »gebundene« von der Pflanze verwertbare Formen überführen. Das ist ein sehr energieaufwendiger Prozeß. Da im allgemeinen eine höhere Stickstoff-Gabe einen höheren Ertrag bewirkt, ist die Neigung verbreitet, viel gebundenen Stickstoff auf die Äcker zu bringen. Ein Zuviel mindert aber nicht allein die Qualität des Endproduktes (Kartoffel, Obst usw.), sondern ist auch für den Menschen schädlich. Nun gibt es Bakterien, die frei im Boden leben oder in Symbiose mit den Schmetterlingsblütlern (z. B. Erbse, Bohne, Lupine, Klee), die unter bestimmten Bedingungen Luft-Stickstoff ebenso zu binden vermögen, wie es Fabriken tun. Man ist also bestrebt, aus den genannten Bakterien jenen Genkomplex in nicht-Leguminosen (z. B. Getreide) zu verlagern, so daß eine Düngung wegfällt und eine Überfütterung mit Stickstoff wahrscheinlich unterbleiben könnte. Das ist sicherlich eine schwierige Aufgabe, zu der die Natur uns noch keine Modelle geliefert hat. Man weiß heute u. a., daß die sehr artspezifisch eingestellten Knöllchen-Bakterien durch »Lektine« den Weg in die Wurzeln der höheren Pflanzen gebahnt bekommen. Lektine, das sind eiweißartige Stoffe in der Oberfläche der Wurzelzellen. Also sind verschiedene Genkomplexe an dieser Stickstoffbindung durch Schmetterlingsblütler-Symbiosen beteiligt. Das erschwert natürlich jeden erfolgreichen genetischen Eingriff. Für solche Schwierigkeiten spricht vielleicht auch die Tatsache, daß die Natur in ihrem ungeheuren Schöpfungsreichtum noch nicht selbst eine nachhaltig ökonomisch wertvolle Erfindung dieser Art gemacht hat.

In solchem Zusammenhang gibt es eine Reihe interessanter Probleme, die aber pflanzenphysiologisch besser geklärt werden müssen. Dieser erhebliche Mangel einer genügenden Vorarbeit durch die Pflanzenphysiologie ist auch für die genetische Manipulation auf dem Gebiet der Knöllchenbakterien sehr störend.

Ich meine die interessantesten Studien der Amerikaner auf dem Gebiet der Mykorrhiza (Wurzelverpilzung), die bei vielen verholzenden Pflanzen durch Strahlenpilze (Actinomyceten) verursacht wird.



ebenso Mutationen wie vorübergehend gelungen erscheinende Manipulationen betroffen sein könnten. Ganz entscheidend sind solche Wiederherstellungen eines in Jahrtausenden erprobten Zustandes bei der gentechnologisch vielleicht leichter zugänglichen Resistenzzüchtung gegen Parasiten wie gegen physikalische Faktoren (Temperatur, Trockenheit).

Es ist also durchaus möglich, daß durch Gentechnologie veränderte Genbestände sich zurückentwickeln können. Man darf sich nicht enttäuschen lassen, sondern muß mit solchen Korrekturen durch die Natur selbst rechnen. In der Reparatur eines genetischen Schadens liegt vielleicht eine der Ursachen des Alterns: einer verminderten Fähigkeit zur Normalisierung.

Man wird also nicht alles Wünschenswerte erreichen können. Doch sollte man nicht den Optimismus verlieren. Fehlschläge sind für den Fortgang der Wissenschaft einzukalkulieren. Wenn man wüßte, was die Großen alles ohne Erfolg probiert haben, würde manch aussichtsloses Experiment nicht begonnen. Andererseits kann das wiederholte Aufgreifen eines Problems bei einer oft nur minimalen Änderung der Versuchsbedingungen positiv verlaufen und zur Initialzündung für die Erforschung eines noch dunklen Sektors werden.

Ich möchte zum Schluß noch kurz darauf hinweisen, daß gegenüber einer negativen Einstellung zu den Aufgaben der Gentechnologie die Natur uns selbst belehren sollte. Sie hat uns im Zuge der Evolution einige Experimente vorgemacht, die größte Bedeutung für das Leben auf dieser Erde gewonnen haben.

Wir wissen heute mit einiger Sicherheit, daß die grünen Compartimente (Chloroplasten) der Laubblätter unserer Pflanzen einst – wenn auch auf einer frühen Stufe des Lebens – selbständige Organismen waren, die vielleicht als Parasiten oder Symbionten in nicht-grüne Zellen eingewandert und allmählich integriert worden sind. Diese Chloroplasten zeigen molekularbiologisch eine größere Verwandtschaft zu den Blaualgen (Cyanobakterien) als zum Cytoplasma einer höheren Pflanze. Aus einem Nebeneinander dürfte im Laufe der Generationen ein inniges Miteinander geworden sein, in dem

das Cytoplasma der höheren Pflanze ohne die biochemische Leistung der blaugrünen Einwanderer nicht existenzfähig ist, auf der anderen Seite aber auch die Chloroplasten von ihrer Wirtszelle und deren Zellkern abhängig sind. Diese Abhängigkeit der Chloroplasten geht schon daraus hervor, daß sie, aus der Wirtszelle isoliert, wohl ihre Leistungsfähigkeit für einige Zeit beibehalten, aber bisher nicht zur autonomen Vermehrung gebracht werden konnten.

Ähnliches gilt auch für die Mitochondrien, die Orte der Zellatmung. Unsere höheren Organismen sind also »gemischte« Lebewesen, deren Teile eine verschiedene Herkunft und Evolution haben.

Wenn aber solche »gentechnologischen« Schritte in der Entwicklungsgeschichte vorgekommen sein müssen, dürfte dann nicht sehr wahrscheinlich sein, daß ein Austausch einzelner Gene zwischen niederen und höheren Organisationsformen stattgefunden hat? Dafür spricht eine Reihe von Befunden. So ist unverständlich, daß die sehr komplizierten Mutterkornalkaloide nicht nur im Mutterkornpilz (einem Ascomyceten), sondern auch in ganz anderen Pilzen (Phycomyceten) gefunden worden sind und sogar in einigen Windengewächsen, also in höheren Pflanzen. Es ist kaum wahrscheinlich, daß die Natur in verschiedenen Bereichen die so schwierige Synthese eines bedeutungslosen Stoffes wiederholt erfunden haben sollte.

Ähnliche Beispiele gibt es für einige Antibiotika, deren Biosynthese oft an Plasmiden (= extranukleäre Desoxyribonukleinsäure-Kompartimente) gebunden zu sein scheint. Vor allem japanische Autoren haben diese genetische Bindung verfolgt und gefunden, daß einige komplizierte Stoffe in verschiedenen niederen Pflanzen gleichzeitig vorkommen können. Offenbar hat eine Plasmidentransformation stattgefunden, vielleicht unter Vermittlung von Viren. Die Erforschung solcher Zusammenhänge ist nicht allein von größter praktischer Bedeutung, sondern auch für das Verständnis der Evolution selbst.

Ich verweise auf das Vorkommen des Tetrodotoxins nicht nur in Kugelfischen, sondern auch im Gobifisch (*Gobius criniger*), in den

Eiern des Frosches *Atelopus chiriquiensis*, im kalifornischen Salamander (*Taricha torose*), im Cephalopoden *Hapalochaena*.

Zum Schlusse eine Bemerkung über das Maitansin, das seinen Namen von seinem Vorkommen im *maitenus ovatus* hat (einer Celandracee). Nach seiner Entdeckung wies ein Japaner darauf hin, daß dieser ungewöhnliche Stoff schon vor etlichen Jahren als Bestandteil eines Strahlenpilzes (*Nocardia*) beschrieben worden ist.

Gentechnologie ist offenbar kein naturfremder künstlicher Prozeß, sondern ein wichtiges Mittel der Natur, die Evolution in verschiedenster Richtung voranzutreiben.

### SIR BERNARD KATZ

Wenn man mich über die praktische Anwendbarkeit meiner Arbeiten fragt, dann wird mir immer etwas bange, denn ich habe mein Leben lang auf einem sogenannten Grundlagengebiet in der Nervenphysiologie gearbeitet, das von der praktischen Medizin noch weit entfernt ist. Meine eigenen Untersuchungen befaßten sich mit dem Mechanismus einzelner Nervenzellen und deren Wirkung auf andere Neurone und auf Muskelfasern. Auf diesem Gebiete kann man so viele interessante Entdeckungen machen, daß man sich gewöhnlich nicht die Zeit nimmt, an die praktischen Anwendungen viel zu denken. Natürlich hoffen wir, und mit gutem Grund, daß unsere Entdeckungen zu einer besseren Kenntnis unserer normalen Gehirnfunktion beitragen werden, darüber hinaus auch zum besseren Verständnis seiner pathologischen Defekte und schließlich vielleicht zur Abhilfe oder Vorbeugung degenerativer Erkrankungen des Nervensystems führen können. Das ist aber ein sehr weit entferntes Ziel, und im allgemeinen läßt es sich nicht als direkter Richtungsweiser für unsere experimentellen Arbeiten gebrauchen. Es ist für uns eine sehr große freudige Überraschung, wenn gelegentlich ein medizinischer Fortschritt einem unserer Befunde zugeschrieben wird! Der praktische Fortschritt der klinischen Medizin hängt im-

mer noch zum großen Teil von gescheiter Auswertung von Zufallsbeobachtungen ab. In Wirklichkeit gibt es einen Zweibahnverkehr zwischen Praxis und medizinischer Grundlagenforschung; die Entdeckung einer neuen Droge, sagen wir eines Antibiotikums oder Muskelrelaxantes, das möglicherweise durch »trial-and-error« gefunden wurde, kann später zu einem wichtigen Forschungsgerät für den Molekularbiologen oder Neurophysiologen werden, das dann wiederum Beiträge auf dem Gebiet der praktischen Medizin leisten mag.

Mein eigenes Forschungsgebiet konzentrierte sich auf die Nerv-Muskelverbindung und auf den Mechanismus der Impulsübertragung, d. h. die Art und Weise, wie das Nervenende die Transmittersubstanz Azetylcholin ausscheidet, und wie das Azetylcholin als lokaler chemischer Reiz auf die Muskelfaser einwirkt und sie erregt, alles zusammen in einer sehr kleinen Zeitspanne, ungefähr 1/1000 Sekunde. Ich möchte zwei ältere Befunde erwähnen, welche die Wechselwirkungen in diesem Bereich zwischen Grundlagenforschung und praktischen Anwendungen, gut und böse, illustrieren.

Einer der wichtigsten wissenschaftlichen Fortschritte auf diesem Gebiet stammt von Claude Bernard, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Wirkung des südamerikanischen Pfeilgiftes, Kurare, untersuchte. Hier haben wir eine ursprünglich ganz böswillige Anwendung, einen prähistorischen Fall von chemischer Kriegsführung im Dschungel, der lange vor dem Einfluß der modernen Zivilisation stattfand. Die eingeborenen Krieger wußten, daß sie mit Pfeilen, deren Spitze sie in den Extrakt einer Baumrinde eingetaucht hatten, die Feinde lähmen und töten konnten. Claude Bernard zeigte, daß die Baumrinde ein Gift enthält, das die Impulsübertragung an der Nerv-Muskelverbindung lokal blockiert. Und heute wissen wir, daß das Kurare sich mit den Rezeptormolekülen in der Oberflächenmembran der Muskelfaser verbindet und dadurch die Einwirkung des Azetylcholin, also der normalen Transmittersubstanz, auf die Rezeptoren verhindert. Dieser Blockierungsmechanismus wurde nun vor etwa 40 Jahren von den Ärzten erfolgreich angewandt. Kurare und später eine Reihe von synthetischen Analogsubstanzen

wurden in die medizinische Praxis als Beihilfe zur chirurgischen Anästhesie eingeführt, um die Muskeln während der Operation erschlaffen zu lassen. Dadurch wurden viele chirurgische Eingriffe erleichtert, die Dosen der üblichen Anaesthetica konnten verringert werden, und die ganze chirurgische Prozedur wurde dadurch weniger riskant. Ich nehme an, daß viele von uns bei solcher Gelegenheit südamerikanisches Pfeilgift in den Venen gehabt haben. Also eine interessante Entwicklung, von einer primitiven chemischen Waffe, für deren Erfindung oder Entdeckung unsere Zivilisation keineswegs verantwortlich war, die durch die Wissenschaft schließlich in ein wertvolles Hilfsmittel für die Medizin umgewandelt wurde.

Vor ungefähr 50 Jahren wurde der Mechanismus der Nerv-Muskelübertragung durch Sir Henry Dale und seine Mitarbeiter weiter analysiert, und es zeigte sich, daß das Azetylcholin nicht nur sehr schnell die Muskelfaser erregt, sondern daß es auch sehr schnell durch ein lokales Enzym, die Cholinesterase, abgebaut, hydrolysiert wird. Das findet ebenfalls innerhalb 1/1000 Sekunde statt, und es ist der natürliche Vorgang, durch den der Ruhezustand des Systems schnell und effektiv wiederhergestellt wird. Es stellte sich heraus, daß die Wirkung einer Reihe von altbekannten Drogen, mit denen die Ärzte schon lange Erfahrung hatten, auf der Hemmung dieses Enzyms beruht, d.h. also daß das vom Nervenimpuls belieferte Azetylcholin nun mehrere tausendstel Sekunden länger aktiv ist und Einwirkungen von ganz abnormaler und sogar gefährlicher Stärke erzielen kann. Aber unter gewissen pathologischen Umständen von abnormaler Muskelschwäche können solche Hemmsubstanzen erfolgreich benutzt werden, um die Muskelkraft zu fördern, und in kritischen Fällen sogar das Leben zu retten. Zum Beispiel, stellen wir uns vor, daß während einer schweren Operation die normale Dosis des Kurare oder einer ähnlichen muskelerschlaffenden Substanz überschritten wurde, so daß die Atmungsmuskeln sich nach dem Ende der Operation nicht schnell genug erholen können, dann kann man eine Dosis der Cholinesterase-Hemmsubstanz als Gegengift benutzen und die Erholung ohne künstliche Atmung beschleunigen. Es gibt auch andere pathologische Zustände von Muskelschwäche,

*Myasthenia gravis*, gegen die Prostigmin, einer der bestbekanntesten Esterasehemmer, seit fast 50 Jahren erfolgreich angewandt worden ist. Leider muß ich hinzufügen, daß die Entdeckung von noch viel stärkeren irreversiblen Hemmstoffen dieses Enzyms während des Zweiten Weltkrieges zur Entwicklung von sogenannten Nervgasen als chemischer Waffe geführt hat. (Glücklicherweise hat man diese Substanzen bis jetzt nur im Laboratorium ausprobiert.) Wie ich mich erinnere, hat vor etwa zehn Jahren das Problem der gefahrlosen Beseitigung dieser hoch riskanten Chemikalien einen solchen öffentlichen Skandal verursacht, daß es wahrscheinlich ihre Weiterentwicklung gebremst hat.

Ich habe versucht, die praktische Anwendung und die Wechselwirkung von angewandter und Grundlagenwissenschaft durch zwei Beispiele aus meinem Spezialgebiet zu illustrieren. In den letzten Jahren hat sich die chemische Nervenbiologie fast explosiv weiterentwickelt, mit dramatischen medizinischen Erfolgen, z.B. der Dopa-Behandlung der Parkinsonschen Krankheit, und der Einführung der Drogentherapie in die Psychiatrie. Ein besonders ermutigendes Zeichen für die Zukunft ist die viel stärkere Konvergenz verschiedener Wissenschaftszweige, der modernen Biochemie, die sich jetzt als Molekularbiologie bezeichnet, der Immunologie und Genetik, zusammen mit den mehr »traditionellen« Zweigen der Neurophysiologie und Pharmakologie. In allen diesen Gebieten sieht man Anzeichen eines wachsenden und zielbewußten Angriffs auf die Funktionsprobleme und Malfunktionen des menschlichen Zentralnervensystems.

#### GERD MEYER-SCHWICKERATH

Wenn ich zum Thema »Frühzeitige und gründliche Information der Öffentlichkeit aus ärztlicher Sicht« spreche, so tue ich dies, weil die Situation aus ärztlicher Sicht durchaus anders ist.

Die standes- und berufspolitischen Regeln, nach denen wir uns verhalten müssen, verbieten uns einerseits, irgendetwas zu publizieren,

was in der Öffentlichkeit als Werbung für unser Tun angesehen werden könnte. Im Gegenteil, wir sind sogar der neugierigkeitsdurstigen Presse gegenüber oft etwas unfreundlich eingestellt, weil neue Heil- und Behandlungsmethoden oder auch andere Entdeckungen, die zu dieser Kategorie gehören, in der Laienpresse so dargestellt werden, als würden sie bereits überall anwendbar sein. Dies hat zur Folge, daß ein Teil unserer Patienten mit diesen Fragen in die Sprechstunde kommen, und wir oft erst durch unsere Patienten erfahren, welches neue angebliche Krebsheilmittel irgendwo gefunden und erfunden sein soll.

Aus ärztlicher Sicht besteht hier eher eine ausgesprochene Behutsamkeit, damit nur wirklich erprobte und auch anbietbare Heilungs- und Diagnoseverfahren in der Öffentlichkeit bekannt werden. Dies hat natürlich auch nachteilige Folgen, aber diese werden von den positiven Folgen einer abgewogenen und ausgereiften Medizin weit aufgewogen.

## WOLFGANG CLEMEN

Wer Literaturwissenschaft betreibt, macht Erfahrungen, die sowohl die Wirkung von Wissenschaft wie die Wirkung von Kunst betreffen. Im wissenschaftlichen Umgang mit literarischen Kunstwerken, vor allem mit Dichtung, steht man immer wieder vor dem Paradoxon, daß hier versucht wird, mit rationalen Mitteln einem in seinem Kern irrationalen Phänomen nahezukommen. Dies kann immer nur teilweise gelingen. Wir tasten uns von verschiedenen Seiten an das Werk heran, und es wird uns auf diese Weise manches besser verständlich, manches durchsichtiger. Aber die eigentliche Wirkung eines Kunstwerks, das, was uns innerlich anrührt und betroffen macht, bleibt ein Geheimnis, ist überdies bei jedem einzelnen verschieden.

Die Möglichkeiten der wissenschaftlichen Behandlung eines literarischen Kunstwerks haben sich in den letzten Jahrzehnten verviel-

facht. Man macht die Erfahrung, daß sich jedes Werk von verschiedenen Blickpunkten aus und mit verschiedenen Methoden betrachten läßt, daß aber jede dieser Betrachtungsweisen nur jeweils eine Teilansicht vermittelt, keine von ihnen als die allein richtige bezeichnet werden kann und auch ihre Summe noch nicht ein objektives Gesamtbild vermittelt. Die angewandten Methoden ergänzen sich zwar zum Teil gegenseitig, doch relativieren sie sich auch gleichzeitig; sie zwingen uns dadurch zur Einsicht in die Begrenztheit unserer wissenschaftlichen Erkenntnis, legen uns Skepsis, aber auch Bescheidenheit nahe, lassen uns erkennen, daß wir im Grunde Suchende bleiben und das heute so oft geäußerte Verlangen nach »exakten Untersuchungsergebnissen«, nach »Präzisionen« und »Definitionen« nur auf Teilgebieten erfüllbar ist. Und oft sind dies dann die weniger wichtigen Teilgebiete!

Dennoch machte ich in meiner Wissenschaft immer wieder die Erfahrung, daß an einer Dichtung oder an einem Drama sehr viel mehr zu beobachten und wahrzunehmen ist, als dies zunächst möglich schien. Aber dann ergab sich (dies war eine weitere Erfahrung) eine Reihe von Grundfragen, für deren Erklärung die üblichen wissenschaftlichen, mithin nachprüfbaren Kriterien nicht ausreichten. So können wir zum Beispiel nicht erklären, warum dieses Gedicht so viel besser ist als jenes, auf das ganz ähnliche Merkmale zutreffen und das doch auch »nach allen Regeln der Kunst« durchgestaltet erscheint.

Und trotz all unserer Bemühungen, ein großes originales Werk aus seinen Entstehungsgründen und Voraussetzungen, aus der Stilgeschichte und der Kunstentwicklung, herzuleiten, müssen wir auch hier einen Verzicht aussprechen. Das Große bleibt stets unerklärbar und einmalig, ist nicht abzuleiten, und mit unseren so sorgfältig zusammengestellten Unterscheidungen und Begriffen scheint sich uns oft nur Sekundäres zu erschließen.

Ich kam daher immer wieder zu der Überzeugung, daß es beim Umgang mit literarischen Kunstwerken vor allem wichtig sei, die Grenzen der wissenschaftlichen Untersuchbarkeit zu erkennen und abzustecken. Gegenüberegestellt der von Jahr zu Jahr anwachsenden

Zahl von Untersuchungen, die ein literarisches Kunstwerk heute wie eine dichte Hecke umgeben, mußte ich mir mit größerer Eindringlichkeit als früher die Frage vorlegen, welcher dieser Wege denn nun wirklich zu einem besseren Verstehen führt und was andererseits entbehrlich ist. Trifft man eine solche Auswahl, so schrumpft sogleich die Zahl der eigentlich hilfreichen Veröffentlichungen erheblich zusammen. Und auch das Kriterium (in wissenschaftlichen Gutachten häufig verwendet), daß ein Untersuchungsergebnis ›richtig‹ sei und deshalb Anerkennung verdiene, verliert an Wert. Denn was ›richtig‹ ist, braucht deshalb noch nicht sinnvoll und notwendig zu sein. Und durchaus nicht alles, was erforschbar ist, ist deswegen auch erforschenswert. Forschung um der Forschung willen ist eine fragwürdige Sache. Doch viele Literaturwissenschaftler, die heute auf einem weithin abgegrastem Terrain zu forschen verdammt sind, halten verzweifelt Ausschau nach den sogenannten »Lücken«, d. h. nach jenen Autoren, Werken, Gattungen und Einzelaspekten, die noch nicht erforscht sind, um dort mit ihrer Arbeit anzusetzen. Mitunter führt das auf einen fruchtbaren neuen Weg. Aber in der Mehrzahl der Fälle hat es doch seinen guten Grund, warum eine Lücke eine Lücke geblieben ist, warum ein ›minor poet‹ vergessen wurde und ein mäßiges Werk unbeachtet blieb. Das Streben nach Vollständigkeit und ›lückenloser Erfassung‹, wie es freilich deutscher wissenschaftlicher Tradition entspricht, hat sich nach meinen Erfahrungen nicht positiv für die Lebensnähe der literarhistorischen Forschung ausgewirkt.

Zum Schluß möchte ich noch eine weitere Erfahrung erwähnen, die man als Literaturwissenschaftler macht. Wir sind ja doch genötigt, ein Werk nach mehreren Richtungen hin zu lesen. Und das wiederholte und jeweils anders orientierte Lesen bewirkt auf jeden Fall ein besonders gründliches Kennenlernen des betreffenden Werkes, das wir uns dann ›aneignen‹ können. Es prägt sich uns tiefer ein, wir entdecken Neues, was vorher unser Auge, unser Ohr noch nicht wahrgenommen hatte. Und wenn wir das Werk nach einiger Zeit wieder zur Hand nehmen, betreten wir gleichsam vertrautes Gelände. Ob freilich jene geheimnisvolle Faszination, mit der einstmal

eine Dichtung auf uns einwirkte, dadurch gesteigert wird, ist eine offene Frage. Dichter haben ihre Werke ja nicht für Philologen geschrieben, sondern für den unbefangenen Leser. Darum sollten wir von Zeit zu Zeit zum liebhaberischen Umgang mit der Dichtung zurückfinden und uns ihr nicht nur von wissenschaftlicher Sicht aus nähern.

## THEODOR SCHIEDER

### *Wirkungen der Geschichtswissenschaft*

Wenn man von Wirkungen der Geschichtswissenschaft auf die Öffentlichkeit spricht, wird in der Regel die Auffassung vertreten, Geschichte sei dazu berufen, Kontinuität zu stabilisieren. Dies ist in vieler Hinsicht nicht zu bezweifeln, stellt aber nur eine halbe Wahrheit dar. Geschichtswissenschaft hat u. a. auch die Funktion der kritischen Überprüfung von Vergangenheiten. Das bedeutet, daß sie sehr oft in Legenden und Mythenbildungen eingreift und diese unter Umständen zerstört. Solche Legendenbildungen können auf der einen Seite geradezu das Fundament eines historisch begründeten politischen Bewußtseins bilden, auf der anderen Seite können sie auf regelrechten politischen Manipulationen beruhen und daher ängstlich vor der Öffentlichkeit von staatlicher Seite gehütet werden. Wenn man dafür nach Beispielen sucht, so gehört zur ersten Gruppe die Tell-Sage, die für das schweizerische Bewußtsein, mindestens für die Entstehung der Eidgenossenschaft, fundamentale Bedeutung besaß und zum Teil noch besitzt. Die schweizerische historische Wissenschaft hat hingegen seit langem erkannt, daß es sich bei Tell um eine nur in der Sage existierende Person handelt. Als dies anläßlich des schweizerischen Nationalfeiertags vom 1. August von einem Schweizer Historiker in einer Festrede der Öffentlichkeit vorgetragen wurde, wurde damit ein Sturm entfacht und auch der Vorwurf gegen die Geschichtswissenschaft erhoben, daß sie sozusagen in geheiligte Bezirke der nationalen Vergangenheit eindringe. Dies

scheint mir eine Verkennung der Absichten der Geschichtswissenschaft zu sein, die gerade durch die kritische Überprüfung von Vergangenheitsbildern zur Läuterung des nationalen Bewußtseins beiträgt. Ähnliches hat sich im 19. Jahrhundert in Böhmen abgespielt, wo gerade von traditionsbewußten tschechischen Historikern ein von der nationalen Bewegung hoch eingeschätztes Dokument, die sogenannte *Königinhofer Handschrift* als Fälschung entlarvt wurde.

Andererseits können auch staatliche Interessen dazu führen, daß historisch wichtige Dokumente der Öffentlichkeit vorenthalten werden. So blieb z. B. das 2. Politische Testament Friedrichs des Großen aus dem Jahre 1768 bis zum Ende der preußischen Monarchie im Jahre 1918 ungedruckt und unbekannt.

Ein besonders gravierender Vorfall einer solchen Vorenthaltung ist die konsequente Verschweigung des deutsch-sowjetischen Geheimvertrags über die Teilung Polens vom August 1939 durch die sowjetische Historiographie. Kein sowjetischer Historiker durfte dort zugeben, daß ein solcher Geheimvertrag überhaupt existiert.

Hier hat die internationale Geschichtswissenschaft die besondere Aufgabe einer Aufklärung der historischen Wahrheit, wenn sie auch in der Anschauung der sowjetischen Politik unbequem und unerwünscht ist. Man kann hier deutlich sehen, daß die Aufgabe der Geschichtswissenschaft in dem ständigen Bemühen besteht, einen Einklang zwischen historischer Erinnerung und historischer Wahrheit herzustellen. Daß dies nicht immer leicht ist, muß zugegeben werden, ändert aber nichts an dem Auftrag, der den Historikern gestellt ist.

## WALTER ROSSOW

Die Ausführungen von Herrn Zachau haben uns deutlich gemacht, welches Maß an Verantwortung und auch Selbstbeschränkung im Bereich dieser Wissenschaft aufzubringen ist, um schädliche Wirkungen für kommende Generationen zu vermeiden. Allerdings han-



Beispiele: Kanäle und Kanalnetze, Verkehrsanschlüsse, Fernleitungen für Betriebswasser u. a.

Die Untersuchung und Lösung dieser Frage ist im Gemeininteresse lebensnotwendig, eine Lösung bedeutet zugleich Eingriffe in bestehende Freiheiten. Die daraus folgende Erkenntnis der Begrenztheit der natürlichen Ressourcen und die Notwendigkeit, sie langfristig zu nutzen, statt sie zu zerstören, muß Allgemeingut werden. Da die natürlichen Grundlagen in der volkswirtschaftlichen Disposition bisher noch kein gewichtiger Faktor sind, bedarf es eines politischen Entschlusses und entsprechender Schlußfolgerungen, um diese Aufgabe anzugehen. Die Erhaltung der Landschaftsbilder dieser Bereiche wäre damit zugleich gewährleistet.

## BILDTEIL





Neujahrsempfang beim Bundespräsidenten  
in der Villa Hammerschmidt in Bonn  
am 14. Januar 1982

*Von links nach rechts:*

Frau Dr. Veronica Carstens, Bundespräsident Prof. Dr. Karl Carstens,  
Ordenskanzler Heinz Maier-Leibnitz



Empfang des Herrn Bundespräsidenten  
im Hotel Königshof anlässlich der Jahrestagung in Bonn  
am 8. Juni 1982

*Von links nach rechts:*

Hans Georg Zachau, Leopold Reidemeister,  
Gerd Meyer-Schwickerath, Franz Wieacker, C. F. Frhr. von Weizsäcker,  
Wolfgang Paul, Manfred Eigen, Kurt Bittel,  
Theodor Eschenburg, Theodor Schieder, Bundespräsident Prof. Karl Carstens,  
Heinz Maier-Leibnitz, Rudolf Hillebrecht, Emil Staiger,  
Helmut Coing, George Kennan, Maria Wimmer,  
Emil Schumacher, F. A. von Hayek und Walter Rossow (*dahinter*),  
Hans-Georg Gadamer, Wolfgang Clemen, Sir Ronald Syme, Sir Ernst Gombrich,  
Werner Reichardt, Adolf Butenandt, Karl Rahner, Kurt Mothes



Empfang des Herrn Bundespräsidenten  
im Hotel Königshof anlässlich der Jahrestagung in Bonn  
am 8. Juni 1982

*Von links nach rechts:*  
Ordenskanzler Heinz Maier-Leibnitz, Bundespräsident Prof. Dr. Karl Carstens,  
George Kennan, Wolfgang Clemen



Öffentliche Sitzung am 8. Juni 1982  
Einzug der Ordensmitglieder  
in die Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität  
in Bonn

*Vorn Mitte:*

Ordenskanzler Prof. Heinz Maier-Leibnitz, Bundespräsident Prof. Karl Carstens,  
Rektor der Universität Prof. Werner Besch



Öffentliche Sitzung am 8. Juni 1982  
in die Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität  
in Bonn

Übergabe des Ordenszeichens an Felix Gilbert



Öffentliche Sitzung am 8. Juni 1982  
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität  
in Bonn

Übergabe des Ordenszeichens an Wolfgang Clemen



Öffentliche Sitzung am 8. Juni 1982  
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität  
in Bonn

Übergabe des Ordenszeichens an Emil Schumacher



Öffentliche Sitzung am 8. Juni 1982  
in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität  
in Bonn

Übergabe des Ordenszeichens an Hans Georg Zachau

VERZEICHNIS  
DER DERZEITIGEN  
MITGLIEDER DES ORDENS  
POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN  
UND KÜNSTE



## DEUTSCHE MITGLIEDER

*In der Reihenfolge ihrer Zuwahl  
Stand: 31. Dezember 1982*

CARL FRIEDRICH FRHR. VON WEIZSÄCKER IN STARNBERG	PHYSIKER UND PHILOSOPH
ADOLF BUTENANDT IN MÜNCHEN	BIOCHEMIKER
RUDOLF HILLEBRECHT IN HANNOVER	ARCHITEKT UND STÄDTEPLANER

1971: Erster Vizekanzler des Ordens

HANS WIMMER IN MÜNCHEN	BILDHAUER
KURT BITTEL IN HEIDENHEIM	ARCHÄOLOGE

1971–1. 10. 1979: Kanzler des Ordens

Ab 1. 10. 1979: Dritter Vizekanzler

Ab 5. 9. 1980: Zweiter Vizekanzler

THEODOR ESCHENBURG IN TÜBINGEN	POLITOLOGE
KURT MOTHES IN HALLE A. D. SAALE	PFLANZENPHYSIOLOGE
FRANZ WIEACKER IN GÖTTINGEN	RECHTSHISTORIKER
KARL RAHNER IN INNSBRUCK	THEOLOGE
HANS-GEORG GADAMER IN HEIDELBERG	PHILOSOPH
ROLF GUTBROD IN STUTTGART	ARCHITEKT
THEODOR SCHIEDER IN KÖLN	HISTORIKER
WALTER ROSSOW IN BERLIN	GARTENARCHITEKT UND LANDSCHAFTSPLANER
HELMUT COING IN FRANKFURT	RECHTSGELEHRTER
MANFRED EIGEN IN GÖTTINGEN	CHEMIKER
GOLO MANN IN ZÜRICH	HISTORIKER UND SCHRIFTSTELLER

MARIA WIMMER IN MÜNCHEN  
GYÖRGY LIGETI IN HAMBURG  
HEINZ MAIER-LEIBNITZ IN MÜNCHEN

Ab 1. 10. 1979: Kanzler des Ordens

HANSJOCHEM AUTRUM IN MÜNCHEN  
BRUNO SNELL IN HAMBURG  
GERD MEYER-SCHWICKERATH IN  
ESSEN

WOLFGANG PAUL IN BONN  
WERNER REICHARDT IN TÜBINGEN  
LEOPOLD REIDEMEISTER IN BERLIN  
WOLFGANG CLEMEN IN ENDORF  
EMIL SCHUMACHER IN HAGEN  
HANS GEORG ZACHAU IN MÜNCHEN

SCHAUSPIELERIN  
KOMPONIST  
PHYSIKER

ZOOLOGE  
KLASSISCHER PHILOLOGE  
OPHTHALMOLOGE

PHYSIKER  
BIOLOGE  
KUNSTHISTORIKER  
ANGLIST  
MALER  
MOLEKULARBIOLOGE

## AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER

*In der Reihenfolge ihrer Zuwahl  
Stand: 31. Dezember 1982*

CHARLES HUGGINS IN CHICAGO, USA	MEDIZINER
ANDRÉ GRABAR IN PARIS, FRANKREICH	KUNSTHISTORIKER
EMIL STAIGER IN ZÜRICH, SCHWEIZ	LITERATURHISTORIKER
LORD ALEXANDER TODD IN CAMBRIDGE, ENGLAND	CHEMIKER
STEPHAN KUTTNER IN BERKELEY, USA	KANONIST UND RECHTSHISTORIKER
KONRAD LORENZ IN ALTENBERG, ÖSTERREICH	ZOOLOGE
HENRY MOORE IN MUCH HADHAM, ENGLAND	BILDHAUER
RAYMOND ARON IN PARIS, FRANKREICH	SOZIOLOGE
BARTEL LEENDERT VAN DER WAERDEN IN ZÜRICH, SCHWEIZ	MATHEMATIKER
FRITZ LIPMANN IN NEW YORK, USA	BIOCHEMIKER
SIR RONALD SYME IN OXFORD, ENGLAND	ALTHISTORIKER
PIERRE BOULEZ IN PARIS, FRANKREICH	KOMPONIST UND DIRIGENT
KENZO TANGE IN TOKIO, JAPAN	ARCHITEKT
GEORGE F. KENNAN IN PRINCETON, USA	HISTORIKER UND DIPLOMAT
SIR ERNST GOMBRICH IN LONDON, ENGLAND	KUNSTHISTORIKER
HANS HARTUNG IN PARIS, FRANKREICH	MALER
FRIEDRICH AUGUST VON HAYEK (ENGLAND) IN FREIBURG I. BR.	NATIONALÖKONOM

VICTOR FRIEDRICH WEISSKOPF IN CAMBRIDGE, USA	PHYSIKER
FELIX BLOCH IN PALO ALTO, USA	PHYSIKER
ELIAS CANETTI IN ZÜRICH, SCHWEIZ	SCHRIFTSTELLER
SIR KARL POPPER IN PENN, ENGLAND	WISSENSCHAFTS- THEORETIKER
FELIX GILBERT IN PRINCETON, USA	HISTORIKER
RUDOLF SERKIN IN BRATTLEBORO, USA	PIANIST
HENDRIK B. G. CASIMIR IN HEEZE, NIEDERLANDE	PHYSIKER
SIR BERNARD KATZ IN LONDON, ENGLAND	PHYSIOLOGE
ERNST KITZINGER IN OXFORD, ENGLAND	KUNSTHISTORIKER

*Im Jahre 1982 sind verstorben:*

Gershom SCHOLEM	20. Februar
Carl ORFF	29. März
Karl Ritter von FRISCH	12. Juni
André Jean FESTUGIÈRE	15. August

## BILDNACHWEIS

Andreas Alföldi: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1 . . . . .	17
Albin Lesky: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1 . . . . .	25
Carl Ludwig Siegel: Unbekannt . . . . .	35
Peter Huchel: Lutfi Özkök, Stamgatan 57, S-12539 Älvsjö, Suede . . . . .	43
Hideki Yukawa: Unbekannt . . . . .	55
Gershom Scholem: Aliza Auerbach, Ramban Street 19, Jerusalem . . . . .	63
Neujahrsempfang beim Bundespräsidenten: Presse-Service, 5300 Bonn 3 . . . . .	135
Empfang des Bundespräsidenten: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1 . . . . .	136
Empfang des Bundespräsidenten: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1 . . . . .	137
Öffentliche Sitzung in Bonn: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1 . . . . .	138
Übergabe des Ordenszeichens an Felix Gilbert: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1 . . . . .	139
Übergabe des Ordenszeichens an Wolfgang Clemen: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1 . . . . .	140
Übergabe des Ordenszeichens an Emil Schumacher: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1 . . . . .	141
Übergabe des Ordenszeichens an Hans Georg Zachau: Bundesbildstelle, 5300 Bonn 1 . . . . .	142



## INHALT

### *Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1982*

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers Heinz Maier-Leibnitz . . . . .	7
Andreas Alföldi. Gedenkworte von Kurt Bittel . . . . .	15
Albin Lesky. Gedenkworte von Hans-Georg Gadamer . . . . .	23
Carl Ludwig Siegel. Gedenkworte von B. L. van der Waerden . . . . .	33
Peter Huchel. Gedenkworte von Maria Wimmer . . . . .	41
Hideki Yukawa. Gedenkworte von C. F. von Weizsäcker . . . . .	53
Gershom Scholem. Gedenkworte von C. F. von Weizsäcker . . . . .	61
Emil Staiger: Ein Schillerwort in Goethes Fassung . . . . .	71
Übergabe des Ordenszeichens an Felix Gilbert – Laudatio von Theodor Schieder . . . . .	87
Übergabe des Ordenszeichens an Wolfgang Clemen – Laudatio von Hans-Georg Gadamer . . . . .	89
Übergabe des Ordenszeichens an Emil Schumacher – Laudatio von Leopold Reidemeister . . . . .	92
Übergabe des Ordenszeichens an Hans Georg Zachau – Laudatio von Manfred Eigen . . . . .	93

### *Anhang*

Aus der Chronik des Ordens 1982 . . . . .	101
1. Zuwahlen . . . . .	102

2. Tagungsberichte	
Ordenstagung in Bonn . . . . .	103
Zwischentagung in Goslar . . . . .	109
5. Eigene Erfahrungen und Wirkungen von Wissenschaft und Kunst. Ausführungen von Ordensmitgliedern bei der internen Tagung in Goslar . . .	115
Hans Georg Zachau 115 – Kurt Mothes 117 – Sir Bernard Katz 122 – Gerd Meyer-Schwickerath 125 – Wolfgang Clemen 126 – Theodor Schieder 129 – Walter Rossow 150.	
4. Bildteil	
Neujahrsempfang beim Bundespräsidenten . . . . .	135
Empfang des Bundespräsidenten im Hotel Königshof . . . . .	136
Empfang des Bundespräsidenten im Hotel Königshof . . . . .	137
Öffentliche Sitzung in der Universität . . . . .	138
Übergabe des Ordenszeichens an Felix Gilbert . . . . .	139
Übergabe des Ordenszeichens an Wolfgang Clemen . . . . .	140
Übergabe des Ordenszeichens an Emil Schumacher . . . . .	141
Übergabe des Ordenszeichens an Hans Georg Zachau . . . . .	142
Mitglieder des Ordens (Stand: 31. 12. 1982) . . . . .	145
Bildnachweis . . . . .	149





© 1983 · Verlag Lambert Schneider GmbH · Heidelberg  
Alle Rechte vorbehalten. Jegliche Vervielfältigung nur mit ausdrücklicher  
Genehmigung des Verlages. Printed in Germany. Gesamtherstellung:  
Allgäuer Zeitungsverlag, Kempten

ISSN 0475-145 X

